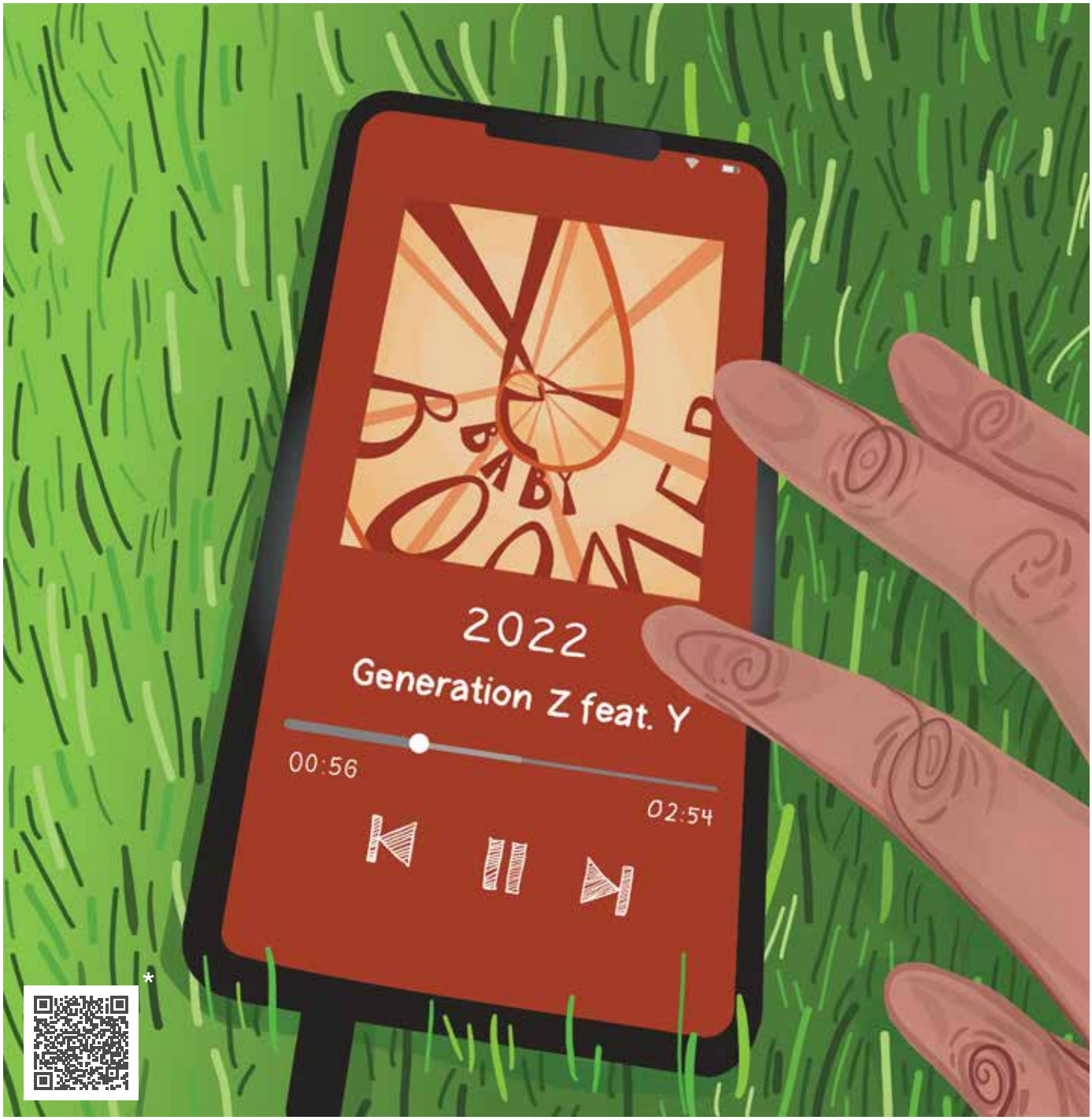
Ideen
für Mensch
und Umwelt

BOCKERMANN FRITZE

bf|acto

Ausgabe 4 / Frühjahr 2022

Das Magazin der BOCKERMANN FRITZE Unternehmensgruppe



*

Generationen X Y Z



TITELBILD

Die Titelillustration stammt von der Schülerin Merle Günther und trägt den Titel „Generation Z feat. Y“. Merle ist Schülerin am Gymnasium am Markt in Bünde und besucht dort die 11. Klasse. Als Preisträgerin des von Bockermann Fritze geförderten Plakatwettbewerbs der 2. Bünder Biennale 2021 durfte sie unser Cover zum Thema „Generationen“ gestalten. Die 16-Jährige lebt ihre Kreativität neben dem Kunstunterricht vor allem privat aus und möchte später auch in diesem Bereich arbeiten.

Instagram:
@merle.4rt.expressions

INHALT

Ey, Alter! Was geht?! 4
Auch früher war damals schon alles besser

Mehr Lust als Last 8
Markus Miele und Klaus Bockermann im Gespräch

Zukunft kommt 14
Interview mit Tristan Horx

Schule im Wandel 20
Von damals bis heute

Über Generationen lernen 24
Planen früher und heute

Bicycle first in Utrecht 28
Generation Vorfahrt

Ein Haus für jede Wohnart 34
Bauen in verschiedenen Lebenslagen

Vom Fußball fürs Leben lernen 38
Menschen und ihre Passion

Chancen für den Nachwuchs 40
Julia Muc

Ganz schön smart 42
Generation Technik

Drei Generationen, drei Standorte ... 46
Gemeinsam stark

Früher war alles besser! Oder? 51

Leinen los! 52

[be:'fakto] bf|acto ist das Kundenmagazin der Bockermann Fritze Unternehmensgruppe. Die Wortmarke „bf“ wird verwoben mit der Wortverbindung „de facto“, die den Ist-Zustand einer Sache oder eines Sachverhalts beschreibt. bf|acto berichtet anschaulich, seriös und unterhaltsam über die vielfältigen Projekte der Bockermann Fritze Unternehmensgruppe.

IMPRESSUM

Herausgeber:
Bockermann Fritze Unternehmensgruppe
Rechtlich vertreten durch:
Bockermann Fritze
IngenieurConsult GmbH
Dieselstraße 11, 32130 Enger
Tel. +49 5224 97 37-0
www.bockermann-fritze.de

Projektkoordination:
Marketing, Bockermann Fritze

Redaktion:
Artgerecht Werbeagentur GmbH, Bielefeld
Marc-Stefan Andres, Dr. Eike Birck, Corinna Bokermann, Stefanie Gomoll, Thomas Volkmar (V.i.S.d.P.)

Konzeption und Realisation:
Artgerecht Werbeagentur GmbH, Bielefeld

Art Direktion:
Bettina Rieso

Druck:
Bösmann Medien und Druck GmbH & Co. KG, Detmold

Gedruckt auf Pergraphica classic rough
FSC® zertifiziert, EU Ecolabel und green range ausgezeichnet.

Auflage: 2.500 Exemplare / Stand: März 2022

***QR-Code/Titel:** Ein Klassiker der Boomer-Generation


Foto: © Ulf Funke

In dieser Ausgabe der bf|acto widmen wir uns dem Thema „Generationen“ und ich freue mich, Ihnen einen kleinen Vorgeschmack darauf geben zu können. Um dieses große Thema etwas einzuordnen, fange ich erst mal, wie meine Generation (Generation Y) das gerne macht, mit einem Zitat aus Wikipedia an: „Generation bezeichnet im soziokulturellen Verständnis eine große Gruppe von Personen, die als Altersgruppe in ihrer Gesellschaft oder aufgrund der gemeinsamen Prägung durch eine spezifische historische oder kulturelle Konstellation eine zeitbezogene Ähnlichkeit aufweist.“
Damit wird klar: Jeder von uns ist Teil einer Generation. Dabei kennen sicherlich viele von Ihnen den Begriff der „Babyboomer“ oder die „Millennials“, aber wenige die vereinzelt schon als „Generation Alpha“ benannte Generation 2010+. Für sie ist es selbstverständlich, sich in einer volldigitalen und vernetzten Gesellschaft zu bewegen, zu leben und später auch zu arbeiten. Nicht zuletzt die noch immer andauernde Corona-Pandemie hat uns teilweise unsere damaligen Grenzen im digitalen und vernetzten Arbeiten aufgezeigt. Die zuvor genannte Generation wird diese Herausforderungen nicht mehr haben und uns fragen: „Wie konntet ihr denn damals ohne?“
Darin liegt vielleicht auch schon ein entscheidender Schlüssel zu nachhaltigem Erfolg, denn nur durch die generationsübergreifende Weitergabe von Wissen und Erfahrung, und zwar in beide Richtungen, wird man die Aufgaben der Zukunft sicher meistern. Gerade in der heutigen Zeit des massiven Fachkräftemangels kommt dem Austausch und dem Miteinander der Generationen eine enorme Bedeutung zu. Junge Leute wollen und müssen angeleitet werden und sollen ihre eigenen Ideen und neue Denkansätze einbringen. Das ist kein Selbstläufer und aus meiner Sicht geprägt von viel Vertrauen und gegenseitiger Akzeptanz. Ich beobachte dabei jeden Tag die unterschiedlichen Generationen bei Bockermann Fritze, wie sie gemeinsam arbeiten, Lösungen entwickeln oder auch manchmal um die beste Lösung streiten – und das meine ich im absolut positiven Sinne. Dabei müssen die Jüngeren verstehen, dass Erfahrung und Routine wertvoll sind, und die Älteren, dass es manchmal auch neue oder andere Wege zum Ziel geben kann. Also lautet unsere Aufgabe bei Bockermann Fritze: Generationen verbinden.

Nur durch die generationsübergreifende Weitergabe von Wissen und Erfahrung, und zwar in beide Richtungen, wird man die Aufgaben der Zukunft sicher meistern.

Nun wünsche ich Ihnen viel Spaß beim Lesen!

Ihr



Henrik Doht

> Die Jugend von heute liebt den Luxus, hat schlechte Manieren und verachtet die Autorität. Sie widerspricht ihren Eltern, legt die Beine übereinander und tyrannisiert ihre Lehrer", ...

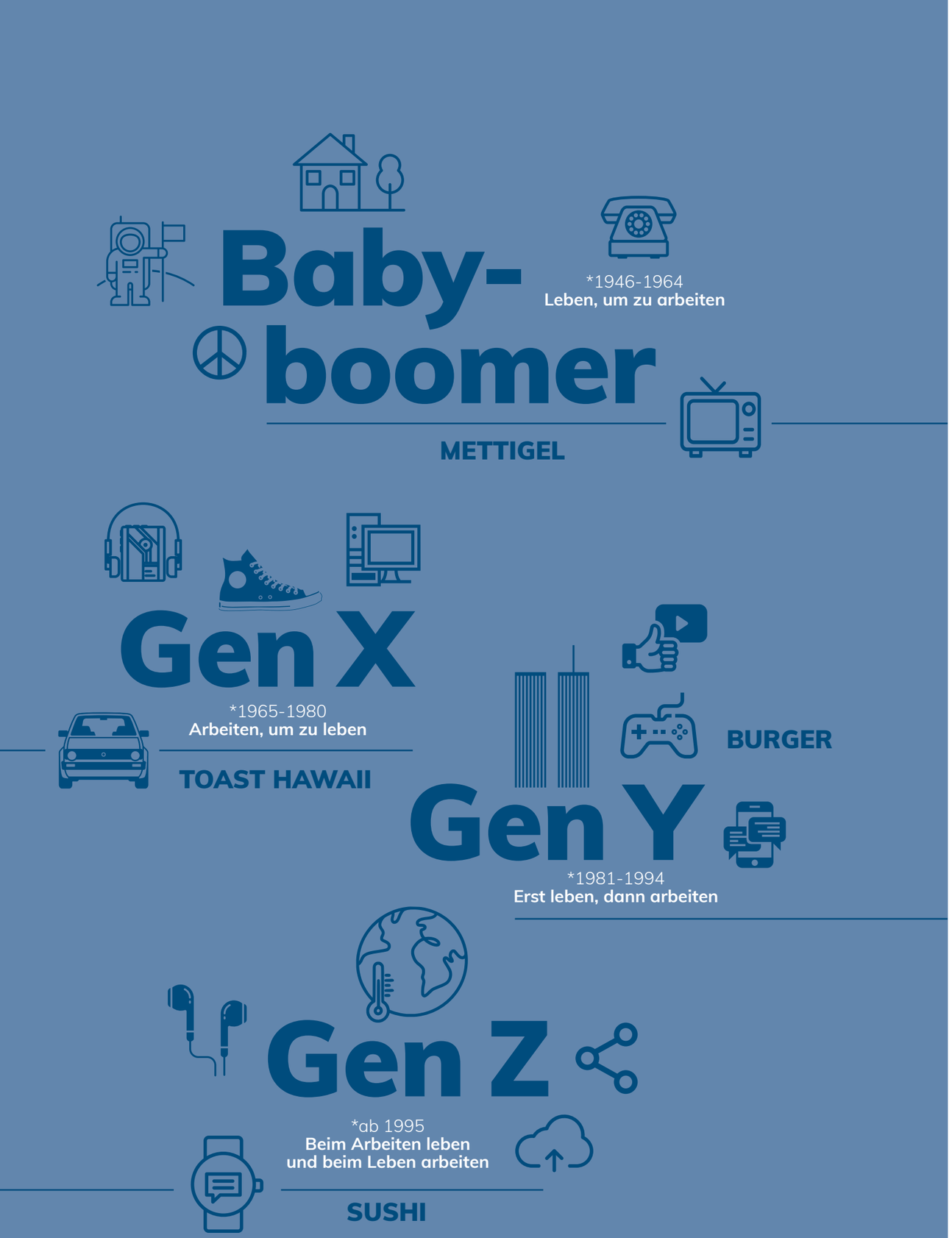
... soll Sokrates (470–399 v. Chr.) geschrieben haben. Dass es sich bei dieser Aussage um ein klassisches Kuckuckszitat handelt, ist nicht entscheidend – das Zitat tauchte erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts in einer Dissertation auf –, sondern dass es den LeserInnen bis heute plausibel erscheint, dass der Spruch weit über 2.000 Jahre alt sein soll.

Ey, Alter! Was geht?!

Auch früher war damals schon alles besser

Autorin: Eike Birck

Die Kritik an der Jugend scheint ein Reflex der Älteren zu sein, die mit Blick auf die nachfolgende Generation die Welt und die Gesellschaft am Abgrund wähnen. Das war schon immer so – und wird aller Voraussicht nach auch so bleiben. Die Jugend steht zu allen Zeiten in der Kritik. Das ist auch die einzige Konstante. Und genau da liegt der Knackpunkt. Dass es die nachfolgenden Generationen den Eltern irgendwie nie so richtig recht machen können, liegt nach Meinung einiger Soziologen vornehmlich in der Angst der Älteren vor Veränderung begründet. Der US-Jugendforscher David Finkelhor nennt das Juvenoia – zusammengesetzt aus juvenil und Paranoia – und bezeichnet die Angst vor der Jugend und zugleich auch die Angst um die Jugend. Eltern machen sich Sorgen, dass ihre Kinder in dieser unbeständigen, komplexen und ambivalenten Welt einer unsicheren Zukunft entgegengehen. Diese Sorge hatte übrigens auch schon jede Elterngeneration zuvor. Was soll aus meinem Kind nur werden? Und: Mein Kind sollen es mal besser haben als ich. Auf der anderen Seite verstehen sich Eltern als Hüter von Werten und Institutionen. Sie möchten ihr Wissen und ihre Erfahrungen weitergeben. Das stößt nicht immer auf uneingeschränkte Gegenliebe und führt vielfach zu Konflikten. Denn ein Merkmal von Jugend ist: sich ausprobieren und eigene Erfahrungen machen zu dürfen. Andererseits ist es für die Älteren schwer auszuhalten, dass ihre Werte, ihre Leistungen und Dinge, die ihnen wichtig sind, unter Umständen von den Jüngeren völlig anders bewertet und eben nicht wertgeschätzt werden. Da ist Streit vorprogrammiert. ▸



Die Jugend rebelliert

Es ist die Jugend, die sich auflehnt und Bestehendes auf den Prüfstand stellt. Und das ist auch gut so. Damit bleibt Gesellschaft in Bewegung. Junge Menschen haben häufig ein sehr ausgeprägtes Gespür für Ungerechtigkeiten – und die Energie, sich zu engagieren. Manche riskieren dabei alles. Wie zum Beispiel die Geschwister Scholl mit ihrem Widerstand gegen die Diktatur der Nationalsozialisten. Hans und Sophie Scholl und weitere Mitglieder der „Weißen Rose" stammten aus studentischen Kreisen und wurden für ihr Aufbegehren 1943 ermordet.

In den 1960er Jahren gingen tausende Studierende auf die Straße, um gegen verkrustete Strukturen, den Vietnamkrieg, die rigide Sexualmoral und die Nichtaufarbeitung des Nationalsozialismus durch die Elterngeneration zu protestieren. Später sollte diese soziale Bewegung als „68er" in die Geschichtsbücher eingehen. Viel riskieren auch die wagemutigen GreenpeaceAktivistInnen, die seit 1971 mit spektakulären Aktionen in kleinen Schlauchbooten gegen riesige Fischerboote, mit Abseilaktionen, Besetzungen – friedlich, aber nicht immer ganz legal – auf Missstände aufmerksam machen. Auch für die heutige Jugend steht Klimaschutz ganz oben auf der Agenda. Prominentestes Beispiel ist sicherlich die Schwedin Greta Thunberg und die von ihr initiierten „Schulstreiks für das Klima". Fridays for Future hat sich längst zu einer globalen Bewegung entwickelt und das Thema auf die Tagesordnung aller etablierten Parteien gesetzt, was nebenbei bemerkt die GRÜNEN ganz schön unter Zugzwang setzt. Greta Thunberg fordert nichts weniger als eine konsequente Klimapolitik, die auf wissenschaftlichen Erkenntnissen fußt. Und eine schnelle Umsetzung, will man überhaupt noch eine Chance haben, den Klimawandel zu verlangsamen. Dafür wird sie zum Teil von PolitikerInnen kritisiert, die zu einem langsameren Vorgehen raten, um die Bevölkerung bei den erforderlichen Maßnahmen mitzunehmen. Sind Gretas Forderungen folglich zu krass, weil vermeintlich utopisch? Sicher nicht! Die Messlatte bei klimapolitischen Überlegungen kann gar nicht hoch genug liegen, wenn man sich anschaut, welche Abstriche und Kompromisse im Verlaufe eines Beratungsprozesses gemacht werden und was im Ergebnis an Beschlüssen dabei herauskommt. Deshalb: Die Jugend soll gern Unmögliches fordern.

Wie ticken Y und Z?

Bei der Rebellion von jungen Menschen geht es jedoch nicht immer gleich um Leben und Tod oder weltpolitische Grundsatzfragen. Manchmal geht es auch um Musik, die Art sich zu kleiden oder zu sprechen. Jede Generation hat ihren Soundtrack, ihren Style und ihre Sprache. Gerade bei der Arbeit kommt es zuweilen zu einem Cultural Clash der Generationen. ExpertInnen plädieren dafür, Teams nach Möglichkeit mit „alten Hasen" und „jungen Wilden" zu besetzen. Das sei für den kreativen Prozess äußerst fruchtbar, wenn Erfahrung auf Begeisterung für neue Technologien träfe.

Unternehmen, die vor der Herausforderung stehen, Azubis für sich zu begeistern oder neue Mitarbeitende zu gewinnen, müssen heute wissen, wie – und vor allem auf welchen Kanälen – sie die jüngeren Generationen ansprechen. Sie müssen wissen, welche Erwartungen die Jüngeren an die Arbeitswelt haben und was ihnen im Leben wichtig ist. Das ist jedoch gar nicht so ganz leicht auf den Punkt zu bringen, weil Angehörige einer Generation keine homogene Gruppe sind. WissenschaftlerInnen arbeiten mit Generationenkonzepten, die davon ausgehen, dass jede Generation durch die Ereignisse während ihrer Sozialisation geprägt wird. Das bestimme ihre Einstellungen, Werte und ihr Verhalten. Dabei müsse aber die Individualität jeder einzelnen Person berücksichtigt werden. Denn es ticken beileibe nicht alle gleich.

> **Die Jugend ist kein Fehler und das Alter kein Verdienst.**
>
> DEUTSCHES SPRICHWORT

Prof'in Dr. Swetlana Franken, Professorin für Betriebswirtschaftslehre, insbesondere Personalmanagement, an der Fachhochschule Bielefeld, hat die Einstellung verschiedener Generationen in Hinblick auf ihre Einstellung zu Arbeit untersucht. Unter die „Babyboomer" fasst sie die zwischen 1946 und 1964 Geborenen. Die Nachkriegsgeneration, die von der Kriegsgeneration, die unter Entbehrungen zu leiden hatte, erzogen wurde. Als Credo der Babyboomer wird die Einstellung „Leben, um zu arbeiten" auf den Punkt gebracht. Die Generation X (*1965–1980) wird u. a. mit Attributen wie Pragmatismus, Selbstvertrauen, Spaß haben, globales Denken, Work-Life-Balance, Diversity charakterisiert. Ihre Einstellung lautet „Arbeiten, um zu leben". Die Generation Y (*1981–1994) handelt idealtypisch gesehen nach der Prämisse: „Erst leben, dann arbeiten". Ihr ist die Work-Life-Balance noch ein wenig wichtiger und sie ist es gewohnt, mit Technologien umzugehen. Sie hat insgesamt eine positive Grundeinstellung. Themen wie soziale Verantwortung und Teamwork sind ihr wichtig. Die Generation Z (ab *1995) ist bereits mit dem Internet aufgewachsen, vernetzt sich über Social Media, ist u. a. von Individualisierung, Selbststeuerung und Flexibilität gekennzeichnet und zeigt eine schwache Loyalität gegenüber Arbeitgebern. Die Z-ler begreifen Leben und Arbeiten als fließenden Prozess: „Beim Arbeiten leben und beim Leben arbeiten". Schon diese kleine Skizze zeigt: Wo Angehörige verschiedener Generationen zusammenkommen, wird es sicherlich nicht langweilig. So bleibt Gesellschaft in Bewegung. ◂



Foto: © Sarah Jonek

Markus Miele

Mehr Lust als Last

In Familienunternehmen arbeiten oft Eltern mit ihren Kindern zusammen – und in allen Firmen sind gleich mehrere Generationen von Mitarbeitern neben- und miteinander tätig. Das führt manchmal zu Konflikten, meistens aber zu guten Diskussionen, effizientem Austausch und fruchtbarem Voneinanderlernen, sagen Klaus Bockermann, Geschäftsführer und Gesellschafter von Bockermann Fritze, und Markus Miele, geschäftsführender Gesellschafter und Mitglied der Geschäftsführung des Unternehmens Miele, im Interview.

Autor: Marc-Stefan Andres



> **Wir laufen einen Ultramarathon nach dem nächsten, vielleicht ändert sich mal die Strecke ein wenig und das Umfeld wird jetzt digitaler und nachhaltiger. Aber ich muss eben nicht jedes Vierteljahr eine neue Geschichte erzählen.**
>
> MARKUS MIELE
> Geschäftsführer und Gesellschafter bei Miele

Herr Miele, Sie leiten ein Familienunternehmen in der vierten Generation. Ist das für Sie eher eine Lust oder eine Last?

Markus Miele: Lust und Last sind für mich die beiden Seiten einer Münze. Es gibt Tage, da macht das Unternehmen wahnsinnig viel Spaß. Aber manchmal läuft eben auch nicht alles rund oder es gibt auch mal enttäuschte Kunden. Dann ist es natürlich eher eine Last. Da wir aber gute Teams haben, die solche Probleme schnell bewältigen, kann ich eigentlich immer ruhig schlafen. Wir haben es bisher auch immer geschafft, ein erfolgreiches Jahr hinzulegen. Und dann freut es mich, dass wir das Unternehmen wieder weitergebracht haben.

Herr Bockermann, Sie haben noch keine so lange Geschichte wie Miele hinter sich, sind allerdings auch schon seit 1992 dabei. Und Ihr Bruder Ralf kam sieben Jahre danach als Geschäftsführer und Gesellschafter mit dazu. Ist für Sie das enge Arbeiten innerhalb der Familie eher Fluch oder Segen?

Klaus Bockermann: Es gibt natürlich unter Geschwistern auch mal Meinungsverschiedenheiten, das ist ganz klar, aber der Segen überwiegt deutlich. Bei uns ist das Gute, dass mein Bruder Ralf als Diplom-Kaufmann darauf achtet, dass die kaufmännischen Zahlen stimmen. Er ist für die Unternehmensorganisation zuständig, für Personal, Recht und Steuern. Und ich bin Ingenieur, ich sorge gemeinsam mit meinem langjährigen Wegbegleiter und geschäftsführenden Gesellschafter Ralf Fritze für die Technik. Und diese beiden Bereiche ergänzen sich sehr gut.

Die Welt der Wirtschaft wird immer globalisierter und an vielen Stellen auch unübersichtlicher. Was bedeutet es für Sie, als Familienunternehmen agieren zu können?

Markus Miele: Ein großer Vorteil bei Miele ist, dass unsere Gesellschafter hinter dem Unternehmen stehen und einen langen Atem haben. Deshalb müssen wir nicht jedes Quartal eine neue Geschichte erzählen, sondern laufen sozusagen einen Ultramarathon. Dabei ändert sich vielleicht mal die Strecke ein wenig, zum Beispiel durch die Herausforderungen der Digitalisierung oder die gestiegenen Anforderungen im Bereich der Nachhaltigkeit. Auf der anderen Seite können wir in unserer fünfköpfigen Geschäftsleitung schnell entscheiden und haben einen großen Spielraum. Das bedeutet aber auch eine große Verantwortung. Zwar gehört meinem Partner Reinhard Zinkann und mir das Unternehmen zum Teil, aber wir müssen auch etwas daraus machen. Das ist immer der ultimative Antrieb: Ich habe etwas bekommen, von dem ich weiß, dass ich es irgendwann einmal weitergeben muss.

Herr Bockermann, ist das bei Ihnen ähnlich?

Klaus Bockermann: Da wir die erste Generation sind, ist das ein wenig anders. Aber dennoch schauen wir drei Senioren, die wir vielleicht noch fünf, maximal zehn Jahre im Berufsleben stehen werden, schon auf die nächste Generation. Das könnten unsere Kinder sein, aber da gibt es keinen Automatismus. Ich fände das toll, wenn sie hier einsteigen würden. Andererseits haben wir schon vor einigen Jahren jüngere Leute in die Geschäftsführung und den Gesellschafterkreis aufgenommen, bei denen wir uns auch vorstellen können, dass sie das Steuer übernehmen.

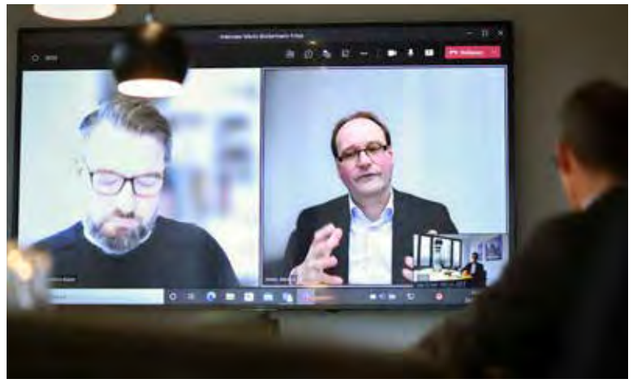
Bei Miele ist das anders – dort sind bisher immer Familienmitglieder in der Führung gewesen, oder?

Markus Miele: Das stimmt und es hat sich auch über vier Generationen bewährt. Allerdings hat mein Vater oft gesagt, dass Nachfolger „wollen“ und „können“ müssen. Das waren für ihn die beiden wichtigen Eigenschaften. Deswegen sei es absolut in Ordnung, wenn jemand sagt, er habe eine Passion, er wolle Künstler werden, Zahnarzt oder Chirurg. Schließlich sei es besser, einen guten Arzt in der Familie zu haben als einen schlechten Manager. Was meine Kinder, die jetzt noch recht jung sind, irgendetwann einmal beruflich machen möchten, ist völlig offen. Auf jeden Fall wird es aber auch für mich eine gute Nachfolgelösung geben.

Verschiedene Generationen bedeuten immer auch unterschiedliche Prägungen und Wertvorstellungen. Herr Bockermann, Sie sind Jahrgang 1963, Herr Miele, Sie Jahrgang 1968. Sie stehen also beide an der Grenze zwischen den Babyboomern und der Generation X. Fühlen Sie sich einer der beiden zugehörig?

Klaus Bockermann: Offiziell bin ich ein Babyboomer, aber das ist mir irgendwie zu konservativ. Den Nachkriegsstaub habe ich nicht mehr mitbekommen, außer vielleicht, dass zu Hause in meiner Kinderzeit mal darüber gesprochen wurde. Ich fühle mich eher der Generation X zugehörig. Wir haben ein Unternehmen aufgebaut, neue Technologien eingesetzt und wachsen stark. Die Firma ist jung und ich orientiere mich eher in diese Richtung.







Fotos: © Sarah Jonek

Das Gespräch fand coronabedingt per Videokonferenz statt. Aber auch so entwickelte sich, moderiert von Marc-Stefan Andres (auf dem Bildschirm links), ein entspannter und unterhaltsamer Dialog zwischen Dr. Markus Miele (Bildschirm rechts) und Dr. Klaus Bockermann.

Markus Miele: Bei mir passt das auch nicht. Was zutrifft, ist der Glaube an den technischen Fortschritt. Ich bin ja Wirtschaftsingenieur und die Generation X war diejenige, die als erste mit Computern aufgewachsen ist. Ich hatte früh einen Homecomputer und dann auch tatsächlich programmiert. Wobei ich meine erste E-Mail-Adresse erst bei meiner Diplomarbeit bekommen habe. Die jüngeren Generationen wachsen da ganz anders auf.

Wie ist Ihr Verhältnis zu diesen Generationen, den Millennials oder der Generation Z etwa? Gibt es große Unterschiede?

Markus Miele: Die ticken schon ein wenig anders. Aber das ist gut. Ein Unternehmen entwickelt sich immer dann weiter, wenn die Richtung im Diskurs bestimmt wird. Bei uns gibt jeder seinen Beitrag dazu. Spannend ist, dass die jungen Menschen auch die Kundinnen und Kunden der Zukunft sind. Wir können die natürlich fragen: Wie würdet ihr denn eine Waschmaschine kaufen? Macht ihr das im Netz? Schaut ihr auf Influencer? Gleichzeitig ist auch das nicht schlecht, was die Generationen davor gelernt haben. Wir müssen immer eine Symbiose finden. Das ist übrigens gerade bei einem Unternehmen wie Miele wichtig, in dem viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter eine sehr lange Betriebszugehörigkeit haben. Mit neuen Leuten holen wir auch einen neuen Geist ins Unternehmen. ▸

> **Wir planen ja die Welt für morgen und da ist es wichtig, dass wir auch den Blick derjenigen einbeziehen, die diese nutzen werden.**
>
> KLAUS BOCKERMANN
> Geschäftsführer und Gesellschafter bei Bockermann Fritze



Foto: © Sarah Jonek

Mein Vater hat immer gesagt, es ist besser, einen guten Arzt in der Familie zu haben als einen schlechten Manager.

MARKUS MIELE

Klaus Bockermann: Wir haben unheimlich viele junge Leute, von den Auszubildenden über Dualstudierende und die Werkstudenten bis hin zu den jungen Ingenieuren, die gerade ihren Masterabschluss fertig haben. Sie sind alle nach 1995 geboren und haben dementsprechend eine andere Sicht. Wir planen ja die Welt für morgen und da ist es wichtig, dass wir auch den Blick derjenigen einbeziehen, die diese nutzen werden. Dazu kommt die Erfahrung der Älteren, die wissen, wie etwas funktionieren kann. Die jungen Leute bringen sehr stark auch das Thema "Nachhaltigkeit" mit ein. Und sie haben eine andere Sicht auf ihren Beruf. Sie sagen oft, wir arbeiten nicht mehr für das Unternehmen, sondern mit dem Unternehmen. Die Familie, der Freundeskreis, die Freizeit nehmen mehr Raum ein. Aber damit können wir sehr gut umgehen. Wir bieten Homeoffice und Teilzeit an, sie können pausieren, ein Auslandsjahr machen. Und wir haben auch etwas davon: Die Beschäftigten identifizieren sich mit dem Unternehmen, sie haben ihre Freiheit, aber kommen gerne auch wieder.

Herr Miele, Sie sprachen vorhin die extrem lange Betriebszugehörigkeit bei Ihnen im Unternehmen an. Was bedeutet diese für Sie – und was tun Sie, damit die Menschen lange bleiben?
Markus Miele: Eine lange Betriebszugehörigkeit bedeutet eine Akkumulation von Expertise. Die Kolleginnen und Kollegen haben einen großen Rucksack. Aus dem können sie aus dem Vollen schöpfen, wenn es um neue Projekte geht oder komplexe Entscheidungen. Dieses Wissen können wir immer anzapfen. Damit das funktioniert, müssen sich die Beschäftigten wohlfühlen an ihren Arbeitsplätzen. Diese müssen gut eingerichtet sein. Aber sie müssen sich im Unternehmen natürlich auch emotional wohlfühlen. Und da haben wir mit unserer Marke und unseren Produkten einen großen Vorteil: Jeder kennt Miele und fast jeder nutzt Miele. Bei Miele geht es um Qualität, Hygiene, Komfort und Genuss.

Herr Bockermann, Sie sind in den vergangenen Jahren enorm gewachsen. Wie halten Sie die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bei der Stange?
Klaus Bockermann: Wir setzen dafür auf drei Säulen. Erstens indem wir Menschen wertschätzen, das, was sie sagen, und natürlich auch ihre Arbeit. Zweitens bieten wir einen interessanten Job. Die Projekte müssen gut und spannend sein und in einem angemessenen Ambiente mit netten Kollegen bearbeitet werden können. Und drittens ist eine angemessene Vergütung wichtig. Wobei die tatsächlich erst an dritter Stelle kommt. Mit diesen drei Komponenten haben wir eine ziemlich hohe Zufriedenheit bei unseren Mitarbeitenden geschaffen und können auch neuen Bewerbern gute Angebote machen.

Sie stehen als Unternehmenslenker im Mittelpunkt und tragen gleichzeitig den Namen Ihrer Marke. Erhöht das den Druck noch mal, Herr Miele?
Markus Miele: Nein, mein Name hat mich noch nie belastet. Dazu diese kleine Anekdote: Eine gute Freundin, mit der wir als Familien gerne zusammen in den Urlaub fahren, hat damals während des Studiums noch nichts von meiner Herkunft gewusst. Als sie in meinem Badezimmer einen Miele-Waschtrockner gesehen hat, hat sie lachend gesagt, das Gerät heißt wie Du. Später war ihr das unnötigerweise ein wenig peinlich. Wenn wir uns aber einmal fragen, wem eigentlich die Marke gehört, wäre die juristisch richtige Antwort: Als eingetragenes Warenzeichen gehört sie dem Unternehmen. Aber man könnte auch sagen, die Marke wird gebildet, von ganz vielen Wahrnehmungen und Meinungen der Verbraucher, der Beschäftigten und der Gesellschafter, jeweils natürlich beiderlei Geschlechts. Eine Herausforderung besteht darin, damit verbundenen Erwartungen immer wieder zu erfüllen, was natürlich nicht in jedem einzelnen Fall immer zu 100 Prozent der Fall sein kann. Aber auch das ist für mich keine Belastung. Schon mein Urgroßvater und sein Partner Reinhard Zinkann haben auf hohe Qualität gesetzt und dafür auch einen höheren Preis verlangt. Davon profitieren wir noch heute.

Klaus Bockermann: Unsere Marke ist ja noch nicht ganz so bekannt. Aber wir arbeiten daran (lacht). Bei uns ist es so, dass Bauprojekte desto leichter umzusetzen sind, je besser die Menschen diese verstehen. Da hilft es manchmal, wenn die Kommunikation in kritischen Fragen von einem der erfahrenen Gesellschafter/Geschäftsführer geleitet wird, die ein gewisses Gewicht am Tisch haben.

Die Namen bleiben erhalten, die handelnden Personen wechseln. Wann sollten Firmen einen Übergang einleiten, wie sollten Sie diesen gestalten?
Markus Miele: Auf jeden Fall so rechtzeitig, dass man sein Wissen weitergeben und in einer Übergangsphase der Nachfolgerin oder dem Nachfolger beratend zur Seite stehen kann, ohne dabei aber der dominierende Seniorchef zu bleiben. Irgendwann sollte man dann endgültig loslassen. Ich selbst bin im Jahr 1999 im Unternehmen gestartet, habe ein Einarbeitungsprogramm durchlaufen und bin 2002 in die Geschäftsführung berufen worden. Dann ist mein Vater relativ früh gestorben, zwei Jahre später. Familienseitig war ich also auf mich alleine gestellt. Das hatte aber gleichzeitig den Vorteil, dass ich auch alleine entscheiden musste.

Klaus Bockermann: Man muss rechtzeitig Platz machen für Jüngere. Dabei bin ich manchmal selbst von meinen eigenen Gedanken überrascht. Wenn ich eine 30-Jährige für die Leitung eines bestimmten Geschäftsbereichs im Blick habe, denke ich zuerst: Sie ist doch noch viel zu jung. Dann aber frage ich mich, wann ich selbst Geschäftsführer wurde. Da war ich 28. Ich habe zwar auch nicht alles richtig gemacht, aber unterm Strich ist es gut geworden. Und das darf man den jungen Leuten auch zutrauen. Das Wichtigste ist, den Spirit des Unternehmens weiterzugeben. Wenn das gelingt, habe ich für die Zukunft keine Sorgen. ◄

Tristan Horx

Zukunft kommt

Das, was war, ist Vergangenheit. Ob gut oder schlecht – wir können nichts mehr verändern oder beeinflussen. Nur die Zukunft ist völlig offen. Tristan Horx, Kultur- und Sozialanthropologe, betreibt Zukunftsforschung aus Sicht der jüngeren Generation. Gesellschaft, Digitalisierung und Ökologie sind seine Themen. Sein Vater, Matthias Horx, ist Gründer des Zukunftsinstituts und gilt heute als einflussreichster Trend- und Zukunftsforscher. In der Corona-Krise regte er mit seiner Regnose* Millionen Menschen zu einer neuen Perspektive an. In seinem jährlich erscheinenden Zukunftsreport analysiert er mit ausgewählten ExpertInnen und ZukunftsforscherInnen die prägendsten Trends und Entwicklungen unserer Zeit.

Autorin: Corinna Bokermann



Foto: © Klaus Vyhalek

Eine Rebellion ohne einen echten Antagonisten macht nur halb so viel Spaß.

TRISTAN HORX
Kultur- und Sozialanthropologe

* Regnose oder Re-Gnose: die rückschauende Betrachtung der Gegenwart aus dem Blickwinkel der Zukunft



Tristan Horx, Kultur- und Sozialanthropologe, Jahrgang 1993, betreibt Zukunftsforschung aus Sicht der Jugend. Digitalisierung, Lifestyle, Globalisierung und Generationenwandel sind seine Themen, auch die seines Podcasts „Treffpunkt Zukunft“.

Foto: © Klaus Vyhalek

Zu denken, dass Zukunft in der Fortführung der Vergangenheit besteht, ist schlicht zu einfach.

TRISTAN HORX

War Zukunftsforschung schon immer Ihr Ding?
Der Weg beginnt zu Hause … Als Pubertierender habe ich alles doof gefunden und meinen Weg gesucht. Ich habe auf dem Bau gearbeitet, mir Tattoos zugelegt, in einer Heavy-Metal-Band gespielt und in Sri Lanka Englisch unterrichtet. Meine Eltern haben verstanden, was passiert. Sie sind Hyperindividualisten, geprägt von den Revolutionen der Siebzigerjahre. Protest funktioniert eben nur, wenn man sich gegen etwas wehren muss. Eine Rebellion ohne einen echten Antagonisten macht nur halb so viel Spaß. Der Habitus ist selbstvervielfältigend. Und so habe ich mich entschlossen zu studieren. Das war der erste Schritt. Durch die Arbeit als Dozent – das macht mir am meisten Spaß – bin ich heute mit 28 Jahren ganz nah an der Generation dran, zu der ich forsche. Ich kenne sie gut und verstehe sie.

Ihre Familie bewohnt seit 2010 das „Future Evolution House” in Wien. Sie sind dort zum Teil aufgewachsen. Was zeichnet es aus?
Ich bin während der Pubertät dort eingezogen, habe nach WG-Zeiten, aber auch während der Pandemie eine Zeit lang mit der Familie dort gewohnt. Das Haus hat weniger Hightech, als man denkt, und ist kein Smart Home im eigentlichen Sinn. Es steht in der Natur und zeichnet sich durch sein Social Design aus, einen Mix aus Begegnungs- und Rückzugsräumen. Auch das Thema Homeoffice wurde damals schon mitgedacht. Das Haus war seiner Zeit auf jeden Fall voraus.

Wenn Sie in die Zukunft blicken, was bewegt Sie persönlich am meisten?
Sicherlich das Zukunftsszenario: Weltuntergang, Flüchtlingskrise, Corona und dann wartet da noch die Klimakrise … Es nervt mich, dass alte weiße Männer mit Bärten – die am wenigsten Zukunft vor sich haben – die Propheten der Zeit sind. Meine Generation hat das größte Investment in die Zukunft. Zu denken, dass Zukunft in der Fortführung der Vergangenheit besteht, ist schlicht zu einfach. Wir müssen lernen, mit Ambivalenzen umzugehen. Ohne eine gemeinsame Zukunftsvision, hinter der sich alle Altersgruppen vereinen, wird das allerdings nichts. Wir müssen eine gemeinsame Realität finden. Auch wenn die Tendenz zur Nostalgie, in der die Vergangenheit hochstilisiert wird, sich psychologisch erklären lässt. Einfach, weil Menschen ihre Traumata durch eine selektive Wahrnehmung verarbeiten. Doch ein Ziel muss es sein, positive Veränderungen unserer überschleunigten Zeit hervorzuheben, die Gegenwart empathisch wahrzunehmen und zu zeigen, wohin die Reise geht, seien es Arbeit, Umwelt, Wohnen, Einkommen oder Digitalisierung. Themen, entlang derer sich der Generationenkonflikt abbildet. Wir müssen lernen, besser zu streiten, um gemeinsam nach vorn zu schauen. Vielleicht hilft uns die Pandemie ein wenig bei dem Wandel. Denn der ist möglich, wenn wir als Gesellschaft über Generationengrenzen hinweg kooperieren und uns solidarisieren. Gesellschaften sind fluider, als wir glauben. Fridays for Future hat den Anfang gemacht. Das wahre Zeitalter der Rebellion, vielleicht sogar Revolution, beginnt zum Glück erst jetzt.

Gibt es Zukunftstrends für verschiedene Generationen und wie unterscheiden sie sich?
Jede Generation hat ihre Rebellion. Das sagt über den Ist-Zustand allerdings wenig aus. Die 68er, die Babyboomer, sind die Wegbereiter soziokultureller Veränderungen. Sie haben gegen konservative Strukturen in Familie und Politik aufbegehrt. Sie brachten uns das Zeitalter der Individualisierung, daher auch die Bezeichnung Me-Generation. Das machte es der Gen X schon schwerer zu rebellieren. In der Generation Y führten die zunehmende Arbeits- und Perspektivlosigkeit, die Finanzkrise und damit eine zunehmende soziale und wirtschaftliche Ungerechtigkeit zur Protestbewegung Occupy Wall Street, während die Gen Z den Diskurs zum Thema Nachhaltigkeit losgetreten und Bewegungen wie Fridays for Future auf den Weg gebracht hat oder gegen Rassismus mit Black Lives Matter Flagge zeigt. Das Schöne an Fridays for Future: Sie haben nicht gegen, sondern für etwas rebelliert: die Zukunft.
Aber, wie gesagt: Jede Generation hat ein Anrecht auf Rebellion. Zugrunde liegen ähnliche Motive und Muster. Und auch eins ist immer gleich: Die Älteren regen sich über die Jüngeren auf. Aber so gespalten, wie wir es uns einreden, ist unsere Gesellschaft eigentlich gar nicht. Denn wir haben fast alles durch: Rasse, Geschlecht, Kultur, Sexualität – all unsere vermeintlich trennenden Eigenschaften. ►

Unsere Hirne sind Zukunftsmaschinen – dabei ist die Evolution der größte Vorteil, den wir haben.

TRISTAN HORX

Die Schnittmenge der Klimaleugner von früher und der Impfgegner von heute dürfte vermutlich groß sein. Gemeinsame Unterschiede machen uns stark. Das Paradox der Toleranz ist nämlich, um Karl Popper zu zitieren, dass uneingeschränkte Toleranz mit Notwendigkeit zum Verschwinden der Toleranz führt. Denn wenn wir die unbeschränkte Toleranz sogar auf die Intoleranten ausdehnen, wenn wir nicht bereit sind, eine tolerante Gesellschaftsordnung gegen die Angriffe der Intoleranz zu verteidigen, dann werden die Toleranten vernichtet werden und die Toleranz mit ihnen. Darin steckt das Dilemma.

Welche Megatrends haben sich über Generationen verändert oder nicht erfüllt?

Tristan Horx: New Work – und zwar über die letzten zwei Generationen. Erst die Corona-Krise hat dafür gesorgt, dass Homeoffice, Remote Working und flexible Arbeitszeiten nun endlich in der Firmenkultur angekommen sind. Die Generation Corona wächst in einer Welt auf, in der Digitalität, Homeoffice und Telekommunikation endlich auch kulturell angekommen sind. Ökologie ist und bleibt ein Trendthema. Gender und Female Shift – auch das läuft über alle jetzt relevanten Generationen. So wie die Digitalisierung.

Es sind alle betroffen. Ebenso wie von der Globalisierung, auch wenn es einen Trend zur Regionalisierung gibt. Damit ist aber kein Neonationalismus gemeint, sondern Regionalität im Zusammenspiel mit Ökologie. Auch in Richtung Gesundheit – sie wurde früher als Abwesenheit von Krankheit definiert – hat sich einiges getan. Themen wie mentale Gesundheit werden vorangetrieben. In der Hoffnung, dass eine Entstigmatisierung stattfindet. Die Welt wird stetig besser – allerdings ist endloses Wachstum zum Selbstzweck nicht länger denkbar. Die Verteilung des Wohlstands wird ein massives Thema werden.

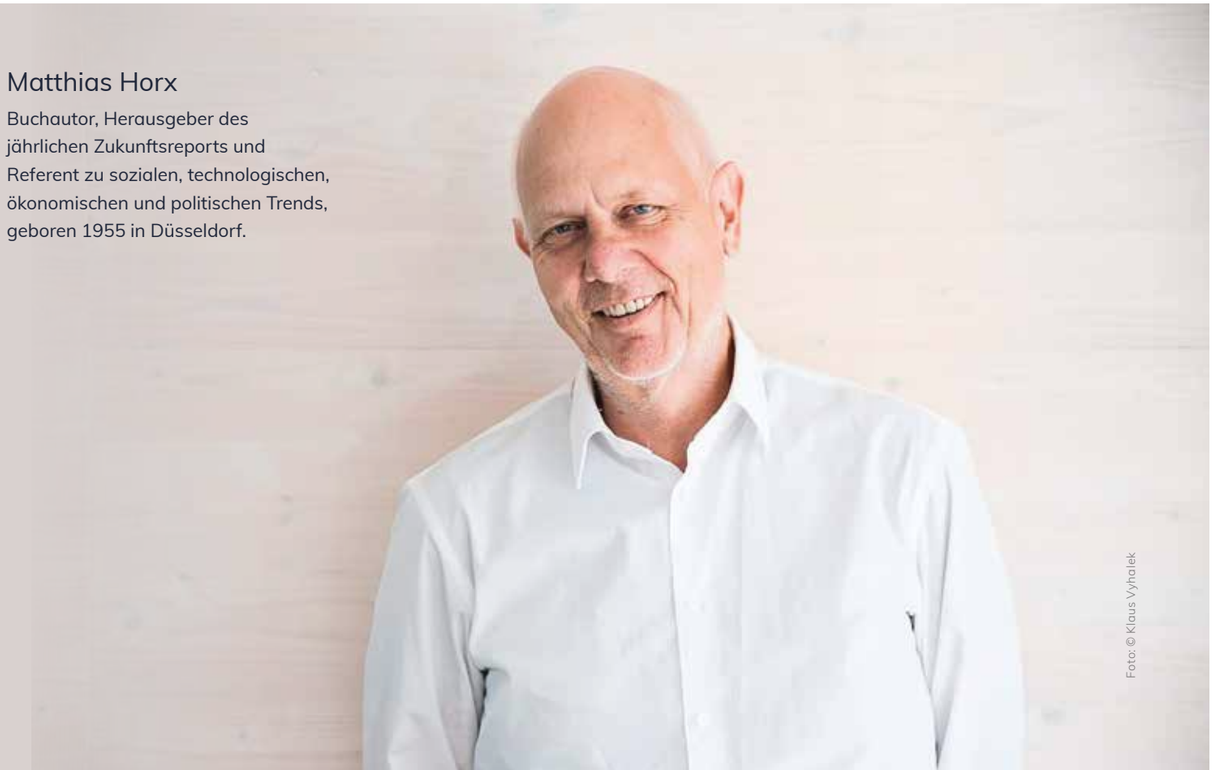


Foto: © Klaus Vyhalek

Matthias Horx

Buchautor, Herausgeber des jährlichen Zukunftsreports und Referent zu sozialen, technologischen, ökonomischen und politischen Trends, geboren 1955 in Düsseldorf.

Verändert sich die Zukunftsforschung von Generation zu Generation?

Es geht mir darum zu verstehen, wie wir als Individuen Zukunft kreieren. Wie man Trends analysiert, ist simples Handwerk. Heute stehen uns viele technische Simulationen zur Verfügung, aber ich bin – schon durch mein Studium – eher humanistisch aufgestellt. Die Stammeswelten verschwinden nicht, auch nicht durch 20 Jahre Smartphone.

Wie unterscheidet sich die heutige Prognostik zur Futurologie von früher?

Es ist die Königsdisziplin. Zukunftsforschung hat viele Facetten. Wir sind Generalisten aus allen möglichen Bereichen, wie Technologie, Soziologie und Gesellschaft. Aus der rein technologischen Perspektive sähe Zukunft so aus: graue Städte, fliegende Autos. Doch man muss gesellschaftliche Veränderungen mitdenken, wenn es um die Welt der Zukunft geht. Die Schnittstelle von Gesellschaft, Technologie und Individuen ist ein Schrittmacher dafür, wie wir Zukunft kreieren. Das hat Konsequenzen für die Gesellschaft. Unsere Hirne sind Zukunftsmaschinen – dabei ist die Evolution der größte Vorteil, den wir haben. Biologie, besonders die Evolutionstheorie, war mein absolutes Lieblingsfach. Evolutionäres Denken habe ich verinnerlicht. Das Faszinierende: Man erkennt Muster. Denn ganz im Ernst: Künstliche Intelligenz ist nichts anderes als Mustererkennung auf Crack!

„Unsere Fucking Zukunft“ lautet der Titel Ihres Buches …

Ja, es scheint zu funktionieren, wenn man böse Wörter draufschreibt. Eigentlich mag ich Schreiben gar nicht, aber Druck und Drang waren da. Angesichts des Generationenkonflikts ist mir der Kragen geplatzt. Die Alten sind so patriarchalisch. Rebellion tut gut und ist für mich ein konstruktiver Diskurs, bei dem man innerhalb eines Systems nach Veränderungen sucht und nicht in degenerative Muster verfällt. Auf die Straße zu gehen und für seine Meinung und Überzeugung zu demonstrieren, ist richtig. Mein Buch ist ein Friedensangebot, eine Generationenanalyse, die Generationenverträge beleuchtet, kalte und ambivalente Wahrheiten beschert. Aber die Generation Z hat mit Fridays for Future bereits gezeigt: Wir sind konsensfähig. Nachdem Junge angefangen haben, auf die Straße zu gehen, haben sich inzwischen auch Ältere angeschlossen. ◂

www.horx.com und www.zukunftsinstitut.de



BUCHTIPP

Tristan Horx
Unsere Fucking Zukunft
Quadriga Verlag, 16,90 €

Fridays for Future, Black Lives Matter und Occupy Wall Street waren nur der Anfang, das Zeitalter neuer Generationenverträge beginnt jetzt! Die Coronakrise hat diesen im Hintergrund schlummernden Konflikt endlich in den Vordergrund gerückt. Tristan Horx untersucht, ob unsere Generationenbilder nach wie vor zutreffen. Sind wir noch in Altersschubladen einzuordnen? Wie können wir das Netz nutzen, um zusammen eine Zukunft aufzubauen, die nicht auf Abgrenzung und Spaltung basiert? Ein Blick in die Welt von morgen – frech und verständlich.

Von damals bis heute

Schule im Wandel



Das Foto entstand 1981 auf der Kursfahrt des Physik-Leistungskurses nach Florenz, wo die Entwicklung der Naturwissenschaften in der Neuzeit ihren Anfang nahm.

Oft sind es LehrerInnen, die den Lebens- oder Karriereweg ihrer SchülerInnen beeinflussen. Als Lehrer für Mathematik und Physik hat Dr. Dankwart Vogel (Mitte mit Latzhose) das Interesse von Klaus Bockermann (hinten links) für die Naturwissenschaften geweckt – eine Leidenschaft, die den geschäftsführenden Gesellschafter von Bockermann Fritze IngenieurConsult und promovierten Ingenieur nicht mehr losgelassen hat. 40 Jahre später trifft der ehemalige Schüler seinen Lehrer. Mittlerweile ist man per Du und schätzt einander sehr – aber das war schon damals so. Ein Gespräch über die Rolle von Schule, Lehrern und was gute Didaktik bewirken kann – damals und heute.

Autorin: Eike Birck

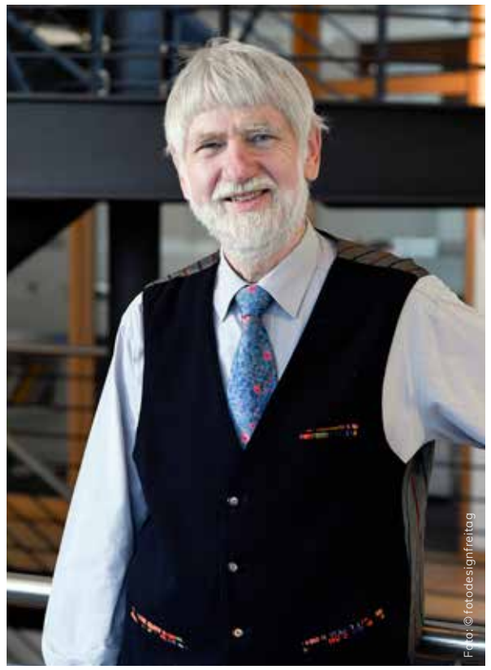


Foto: © fotodesignfreitag

Die Schule muss sich wandeln, den LehrerInnen mehr zutrauen, ihnen größeren Entscheidungsspielraum und mehr Entwicklungsmöglichkeiten geben.

DR. DANKWART VOGEL
Lehrer für Mathematik und Physik (a. D.)

KLAUS BOCKERMANN
Drei Jahre hatte ich am Widukind-Gymnasium Enger bei dir Unterricht. Das hat einen prägenden Eindruck hinterlassen und nachhaltig meine Begeisterung für Naturwissenschaften entfacht. Davon profitiere ich heute noch und erzähle meiner Tochter gern von den Bananenkisten.

DANKWART VOGEL (schmunzelt)
Ja, solche skurrilen Geschichten wie die von dem Kapitän, dem Lademeister und den Bananenkisten, mit der wir in unserem Kombinatorik-Büchlein eine charakteristische Eigenschaft der Quadratzahlen hervorheben, bleiben offenbar im Gedächtnis hängen. Eine hervorstechende Fähigkeit zeichnete dich schon als Schüler aus: Trug ich dir auf, eine frisch gewonnene Erkenntnis für alle nochmals zusammenzufassen, so war dir gespannte Aufmerksamkeit aller sicher. Man sagt Naturwissenschaftlern ja gern nach, dass sie oft brillante Problemlöser sind, aber selten etwas verständlich erklären können. Du konntest es.

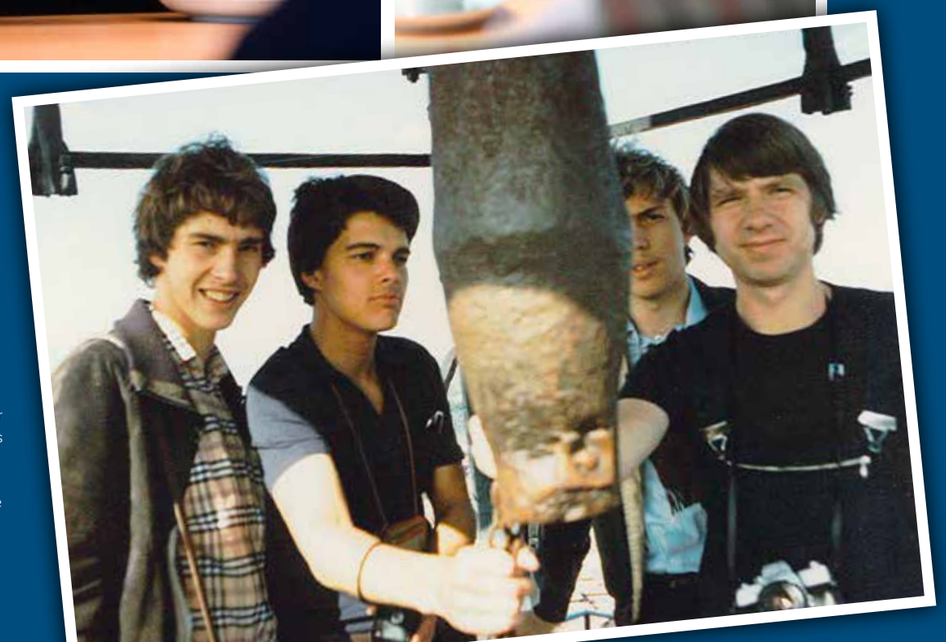
KLAUS BOCKERMANN
Das war auch deinem Unterricht geschuldet. Diejenigen, die sich für den Stoff interessiert haben, hast du immer gefördert. Ich war damals sehr überrascht, als du mir das Manuskript des Eingangskapitels zu eurem entstehenden Buch „Elementare Methoden der Kombinatorik“ gabst. Das habe ich als sehr wertschätzend empfunden, dass der Lehrer dem Schüler auf Augenhöhe begegnet. Das war etwas Besonderes für mich. Kombinatorik hat mich fasziniert, etwa die Anzahl der Möglichkeiten bei Versuchsausgängen. Wenn zum Beispiel zwölf Mann draußen Holz hacken, sechs klagen abends über Rückenschmerzen und vier über Sonnenbrand. Wie viele Männer haben wahrscheinlich beides? Das finde ich ungeheuer spannend, denn statt einer Formel ist zur Lösung solcher Probleme ein Zählargument unter Verwendung universeller Zählprinzipien gefragt. Durch Geschichten – wie die von den Bananenkisten – rund um ein mathematisches Problem bleibt vom eigentlichen Lehrstoff vieles im Gedächtnis. Das machte deinen Unterricht aus. Didaktik war dir immer sehr wichtig.

DANKWART VOGEL
Ja, das war und ist es. Das Buch, von dem du sprachst, das ich zusammen mit Rainer Danckwerts und Klaus Bovermann für begabte SchülerInnen geschrieben habe, mag dies belegen. Das Verstehen und Erklären war schon als Schüler mein Interesse. Ich wurde gern von Mitschülern gebeten, es ihnen noch einmal zu erklären, und war als Nachhilfelehrer sehr erfolgreich. Dies ist auch der Grund, warum ich nach dem Studium der Mathematik und Physik mich der Didaktik der Mathematik zuwandte und dort promovierte; ich wollte wissen, wie man SchülerInnen für die Mathematik gewinnen und ihnen den Zugang erleichtern kann. Über meine Pensionierung mit 65 hinaus war ich viele Jahre an verschiedenen Universitäten in der Lehrerausbildung als Lehrbeauftragter tätig. ▸









Inspiration auf Augenhöhe: Am Klöppel unter der mächtigen Glocke auf dem Turm des Palazzo Publico in Siena erklärt Dankwart Vogel (rechts) seinen Schülern Klaus Bockermann, Jens Biermann (heute Leiter Mergers & Acquisitions bei Siemens AG) und Joachim Buschmann (heute Senior Intensice Care Officer bei der Commerzbank AG) die Schallausbreitung im Raum.

Fotos: © fotodesignfreitag

KLAUS BOCKERMANN
Welche Kritikpunkte hast du an heutigen Schulbüchern?

DANKWART VOGEL
Die Bücher werden nur dicker und bunter, überschütten die Schüler mit endlos vielen Aufgaben, die überwiegend auf den Erwerb von Routinen zielen, statt Neugier und Entdeckerlust zu wecken. Es fehlt an Einordnung, Öffnung des Blicks, Änderung der Perspektive – so als gäbe es nur einen einzigen Weg. Dass um Einsichten gerungen werden muss, es um das eigene Verstehen geht, um Reflexion des Lernens, steht nicht im Zentrum. Selten wird man zum Rückblick ermutigt, um sich etwa zu fragen, was man über sich und den Gegenstand anhand der Aufgabe gelernt hat.

KLAUS BOCKERMANN
Du hast an vier verschiedenen Schulen unterrichtet: in Enger am Gymnasium, in Bielefeld an einer Gesamtschule, am Berufskolleg Bethel und am Ceciliengymnasium. Und viele unterschiedliche SchülerInnen erlebt. Was hat sich aus deiner Sicht über die Generationen gewandelt?

DANKWART VOGEL
Zu Beginn meiner Laufbahn als Lehrer haben etwa 20 Prozent der Schüler eines Jahrgangs ein Gymnasium besucht. Zum Zeitpunkt meiner Pensionierung waren es zwischen 50 und 60 Prozent. Die Spanne der Leistungsfähigkeit ist größer geworden und damit die Schwierigkeit, alle unter ein Dach zu bekommen. Auch der Zugang zur Mathematik hat sich durch den Einsatz von Taschenrechnern und Computern erweitert. Bis hin zur Informatik als neues Fach. Die Bedeutung der Mathematik für den Fortbestand der Menschheit ist weiter gewachsen. Ihre Fortentwicklung ist nicht nur für die Natur- und Ingenieurwissenschaften wichtig, sondern auch für die Wirtschafts- und Gesellschaftswissenschaften sowie die Medizin und Psychologie. Selbst Zufallsprozesse lassen sich mathematisch fassen, was überraschend und faszinierend ist.

KLAUS BOCKERMANN
Das ist auch etwas, das wir hier in unserer täglichen Arbeit bei Bockermann Fritze machen. Wir berechnen Verkehrsflüsse, Starkregenereignisse oder die Versagenswahrscheinlichkeit von Tragwerken und vieles mehr. Alles fußt auf mathematischen Grundlagen und Gesetzmäßigkeiten.

Zwölf Mann hacken draußen Holz. **12**

6 Sechs klagen abends über Rückenschmerzen.

4 Vier klagen über Sonnenbrand.

? Wie viele Männer haben wahrscheinlich beides?

Lösung:

DANKWART VOGEL
Wir brauchen auch an den allgemeinbildenden Schulen Lehrer, die praktische Berufserfahrung mitbringen und nicht nahezu ausschließlich direkt von der Schule an die Uni und zurück in die Schule gegangen sind. Die Schule muss sich wandeln, den LehrerInnen mehr zutrauen, ihnen größeren Entscheidungsspielraum und mehr Entwicklungsmöglichkeiten geben. Dann werden die Besten eines Jahrgangs für diesen Beruf gewonnen, nämlich die, die etwas bewegen wollen. Heute ist der Lehrerberuf zu oft eine Sackgasse, zugesperrt durch den Beamtenstatus. Not tut auch die Öffnung weiterer Zugänge zu den MINT-Fächern (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften, Technik). Ich denke etwa an Projektunterricht, Praktika etc. Dafür müssten die Schulen entsprechend ausgestattet werden.

KLAUS BOCKERMANN
Ich habe den Eindruck, dass die SchülerInnen heute im Durchschnitt weniger leistungsstark sind, mehr Betreuung und Förderung brauchen und über geringere soziale Kompetenzen verfügen …

DANKWART VOGEL
Daher brauchen wir gute LehrerInnen mit besten Arbeitsbedingungen und breiter gesellschaftlicher Unterstützung. Das kann nur durch Öffnung der Schule gelingen. In der Schule sollen die Kinder und Jugendlichen das Miteinander und Füreinander lernen. Auch das Einhalten von Regeln. Im Moment scheint das Bedürfnis, sich als Individuum zu positionieren, zu dominieren. Doch sind viele SchülerInnen nach wie vor bereit, für andere einzutreten und sich zu solidarisieren. Schule darf niemanden ausschließen. Der eine ist gut in dem einen Fach und der andere kann etwas anderes. Das Leben ist auch viel zu bunt, als dass alle dasselbe machen.

KLAUS BOCKERMANN
Das verhält sich auch in Unternehmen ähnlich. Jeder im Team hat Stärken und Schwächen. Jeder nimmt eine Rolle ein. Entscheidend ist die Kommunikation.

DANKWART VOGEL
Genau diese Zusammenführung verschiedener Fähigkeiten macht erfolgreich. Gemeinsam ist man stark. ◂

Planen früher und heute

Über Generationen lernen

„Wir haben morgens unsere weißen Kittel angezogen, weil man sich mit den Tuschefedern, mit denen wir die Zeichnungen angefertigt haben, immer vollkleckerte“, erinnert sich Gerhild Schabbon-Beckord an ihre ersten Berufsjahre. Später nutzte sie Rapidografen – so hießen die Tuschefüller, mit denen Entwürfe penibel genau zu Papier gebracht wurden. Wandel und Veränderung gehörten in den Jahren ihrer Berufstätigkeit immer wieder dazu.

Autorin: Corinna Bokermann

Vieles war Learning by Doing“, stellt die heute 76-Jährige fest, die nach ihrer Ausbildung zur Bauzeichnerin als einzige Frau ihres Jahrgangs an der Fachhochschule in Lage ihr Studium zur Bauingenieurin abschloss. Gezeichnet wurde damals auf Transparentpapier. Statt PCs standen Zeichenbretter in den Büros und die Pläne wurden mittels einer Pausmaschine vervielfältigt. Heute sind diese Prozesse digitalisiert. Wird ein Papierausdruck benötigt, reicht ein Klick und der Plotter druckt den Plan aus. „Als ich 1977 im Ingenieurbüro Gieselmann, der Keimzelle von Bockermann Fritze, begann – ich hatte meine Ausbildung zur Bauzeichnerin beim Straßenbauamt gemacht –, haben wir alle Entwürfe per Hand gezeichnet“, erinnert sich Gerhild Schabbon-Beckord, die 2009 mit 63 Jahren in den Ruhestand ging. Damals zeichnete sie die Pläne zunächst transparent mit einem Bleistift vor; danach wurden die Zeichnungen mit Tusche nachgezogen. Und zwar mit unterschiedlichen Stiften und Schriftstärken. Abschließend wurde die Planung freihändig beschriftet. „Später gab es dafür Schablonen. Und zwar für jede Stiftstärke“, erklärt Gerhild Schabbon-Beckord. Heute erinnert sie sich mit einem Schmunzeln zurück an die Zeiten, als sie versuchte, Zeichenfehler mit einer Rasierklinge zu beseitigen. „Das ging maximal drei Mal. Das war schon eine Kunst für sich!“ Und natürlich musste auch bei den handgezeichneten Plänen alles auf den Millimeter genau passen.

„Irgendwann zog dann der erste HP 41CX mit Magnetkartenleser bei uns ein. Dadurch konnten wir mit dem Computer die Statik berechnen. Wollte man eine digitale Planung mittels Stiftplotter drucken, musste man zunächst einen Programmablaufplan schreiben“, blickt Annette Gieselmann zurück. Die Fachbereichsleiterin Stadt, Straße, Verkehr bei Bockermann Fritze IngenieurConsult arbeitete viele Jahre mit Gerhild Schabbon-Beckord zusammen. „Sie hat mir viele Details zur Planung im Brückenbau beigebracht. Später habe ich mich dann mehr auf den Straßenbau spezialisiert, profitiere aber von meiner Erfahrung im Brückenbau, denn die Planungsprozesse bei den Objektplanungen greifen ineinander über." Den generationsübergreifenden Wandel in der Planung haben beide viele Jahre lang gemeinsam erlebt und gemeistert. „Wir mussten alle paar Jahre etwas Neues lernen“, konstatiert Gerhild Schabbon-Beckord, die die Vergangenheit im Zeitraffer Revue passieren lässt: „Erst mussten wir die Programmiersprache Basic beherrschen, um Programmabläufe schreiben zu können, später folgten DOS-Applikationen und danach Windows.



2001: Gerhild Schabbon-Beckord plant die 186 Meter lange Sprottetalbrücke im Zuge der A4 bei Gera.

Das waren Riesensprünge, wenn man überlegt, dass wir noch in den 1980er-Jahren mit Lochkarten arbeiteten! Um 1994 war dann die Zeit, in der wir anfingen, mit AutoCAD zu zeichnen. Für die attraktive Präsentation der Pläne kamen damals eine Zeit lang sogar Aquarelltechniken zum Einsatz. Ein Kunstlehrer brachte uns die entsprechende Technik bei“, erzählen die beiden Ingenieurinnen unisono.

Langeweile kam in all den Jahren nie auf. „Es waren immer spannende Themen, an denen wir gearbeitet haben“, betont die Rentnerin, die dem Brückenbau während ihrer Berufstätigkeit immer treu geblieben ist. „Es ist ein Bereich, der, so wie das Unternehmen selbst, immer weitergewachsen ist“, stellt Gerhild Schabbon-Beckord mit Blick auf die heute rund 230 Mitarbeitenden bei Bockermann Fritze fest. Sie selbst ist eine Mitstreiterin der ersten Stunde und die erste Frau im Unternehmen, die im konstruktiven Ingenieurbau tätig war. „Damals waren wir zu fünft.“ An einige große Projekte erinnert sie sich genau. An der Südtangente in Bad Oeynhausen wirkte sie jahrelang mit und begleitete das Projekt mit ihrem Know-how. Bei der „Weserbrücke“ übernahm Gerhild Schabbon-Beckord die Bauleitung und nahm auch die Bewehrung ab. „Viele Projekte im Osten kamen schließlich durch die DEGES Deutsche Einheit Fernstraßenplanungs- und -bau GmbH auf uns zu, die seit 1991 die Planung und Baudurchführung wichtiger Infrastrukturprojekte verantwortet“, stellt sie rückblickend fest „Und da wir damals längst nicht so viele waren und stets unsere Pausen miteinander verbracht haben, standen wir im regen Austausch und wussten, was an Aufträgen reinkam und wer woran arbeitete“, erzählt Annette Gieselmann. ▸

Ich war und bin offen für Neues. Davon profitiere ich auch heute.



GERHILD SCHABBON-BECKORD
Die Ingenieurin hat ihr gesamtes Berufsleben bei Bockermann Fritze IngenieurConsult verbracht.



Für die attraktive Präsentation der Pläne kamen damals eine Zeit lang sogar Aquarelltechniken zum Einsatz. Ein Kunstlehrer brachte uns die entsprechende Technik bei.

GERHILD SCHABBON-BECKORD
Als Ingenieurin 32 Jahre bei Bockermann Fritze und den Vorgängerfirmen im konstruktiven Ingenieurbau

ANNETTE GIESELMANN
Fachbereichsleiterin Stadt, Straße, Verkehr bei Bockermann Fritze IngenieurConsult

Welche Materialien zeitweise im Brückenbau die Nase vorn hatten, auch das war und ist eine Frage der Zeit. Eine Zeit lang waren es Stahlbrücken. „Da das Thema Korrosion diese sehr wartungsintensiv machte, waren sie damals nicht so populär wie heute“, so Gerhild Schabbon-Beckord. „Dann kam die Zeit des Spannbetons. Verändert haben sich aber nicht nur die Baustoffe. Auch die Querschnitte der Brücken haben sich verändert. „Sie sind über die Jahre immer schlanker geworden“, macht Annette Gieselmann mit Blick auf baustofftechnologische Veränderungen deutlich.
Mit einer Konstante lässt sich im Brückenbau jedoch fest rechnen. Und zwar generationsübergreifend und jenseits jeglichen technologischen Wandels: Jedes Bauwerk ist anders und bringt neue Herausforderungen mit sich. „Ich musste mich regelmäßig in Baugrundgutachten einlesen und überlegen, was geht. Auch dadurch wurde es nie langweilig“, unterstreicht Gerhild Schabbon-Beckord, die während ihrer Berufstätigkeit nicht nur Brücken konstruierte, sondern auch prüfte und alle Schritte von der Ausschreibung bis hin zur Bauleitung übernahm. Die Faszination und Begeisterung für den Brückenbau ist heute noch spürbar. „Es sind keine statischen, sondern dynamische Bauwerke, die im Sommer durch Hitze und im Winter durch Schnee belastet werden“, sagt sie. „Große Brücken haben richtige Schwingungen, die ausgeglichen werden müssen“, nimmt Annette Gieselmann den Faden auf. „So braucht es für den Übergang Brücke-Straße zum Beispiel bewegliche Übergangsprofile.“ „Genau! Und was man nicht weiß, muss man ‚rechnen‘“, wirft ihre ehemalige Kollegin ein, die genau dies früher tagelang tat, damit die Gradienten passten. „Bereits beim Entwurf musste man überlegen, welche Lasten ankommen.“ Gerhild Schabbon-Beckord entwickelte aufgrund der Vermessungspunkte den Bestandsplan. In einer Zeit, in der es noch keine Programme gab, die das automatisch erledigen konnten. „Heute stehen für Vermessungen Drohnen zur Verfügung, die 3D-Luftbilder liefern“, macht Annette Gieselmann den Wandel in der Planung deutlich und stellt fest: „Die Arbeitsweise entwickelt sich weiter. Es wird zunehmend alles digitaler, effizienter und schneller.“
Dass sie zeit ihres Lebens mit veränderten Rahmenbedingungen in ihrem Arbeitsbereich Schritt gehalten hat, ist für Gerhild Schabbon-Beckord selbstverständlich und keineswegs eine Generationenfrage. „Ich war und bin offen für Neues. Davon profitiere ich auch heute“, stellt die Rentnerin fest, die inzwischen auch Oma einer Enkeltochter ist. Zu Hause bearbeitet sie am PC ihre Fotos. Auch Handy und Tablet sind bei ihr täglich im Einsatz. Angst vor neuer Technik kennt sie nicht – auch wenn die Konstruktion von Brücken für sie Geschichte ist. ◂



Gerhild Schabbon-Beckord las sich regelmäßig in Baugrundgutachten ein. Gezeichnet wurde damals auf Transparentpapier. Statt PCs standen Zeichenbretter in den Büros und die Pläne wurden mittels einer Pausmaschine vervielfältigt. Heute sind diese Prozesse digitalisiert.





Fotos: © Matthias Jung / https://jungfoto.de/

Generation Vorfahrt

Bicycle first in Utrecht

Autorin: Corinna Bokermann

Über Generationen hatte der Autoverkehr in unseren Städten Vorfahrt. Städteplanung wurde konsequent an den Bedürfnissen des motorisierten Individualverkehrs ausgerichtet.
Für ein lebenswertes urbanes Umfeld künftiger Generationen braucht es nicht nur angesichts des Klimawandels Alternativen. Ein Blick in die Niederlande zeigt, was möglich ist. An die Straße verlorener Stadtraum ist in Utrecht und im benachbarten Houten längst Geschichte. Räder fahren hier auf der Überholspur.



In die Pedale treten: Das Fiets ist für die NiederländerInnen mit 36 Prozent inzwischen das am häufigsten genutzte Verkehrsmittel. Die konsequente Investition in die Förderung des Radverkehrs entwickelte sich landesweit zur Erfolgsgeschichte.

In den Niederlanden geht das, was in Deutschland nicht geht“ titelte unlängst der *Stern*. In Utrecht wird deutlich, was damit gemeint ist. Früher führte eine vierspurige Autobahn durch die niederländische Stadt. Heute ist es eine Wasserstraße, die Utrecht auf die Überholspur katapultiert: mit Wasser- statt Asphaltfläche. „Der Kanal, eine große Gracht, von Häuserzeilen gesäumt, besitzt Charme und bietet mit Restaurants und Cafés zudem Aufenthaltsqualität“, so Annette Gieselmann, Fachbereichsleiterin Stadt, Straße, Verkehr bei Bockermann Fritze IngenieurConsult. Sie organisierte mit ihrem Team eine zweitägige Exkursion in die fahrradfreundliche Stadt, um die Radverkehrsinfrastruktur – auch mit dem Fahrrad – live zu erleben. „Als Verkehrsingenieurinnen und -ingenieure sind wir gefordert, künftige Entwicklungen und Bedarfe zu erkennen und Lösungen für die Planung fahrradgerechter Städte zu finden, mit denen wir auch unsere Kommunen überzeugen können.“ Detaillierte Einblicke ermöglichte der 25-köpfigen Exkursionsgruppe die Dutch Cycling Embassy. Das Netzwerk öffentlicher und privater niederländischer Organisationen gibt sein Fachwissen in Sachen Radverkehr vor Ort weiter. Das Fiets ist für die NiederländerInnen mit 36 Prozent inzwischen das am häufigsten genutzte Verkehrsmittel. Für mehr als ein Viertel aller Fahrten nutzen diese ihr Rad. In Utrecht liegt der Anteil sogar bei 40 und im Stadtkern sogar bei 60 Prozent. In Deutschland sind es lediglich elf Prozent. Hier schlägt der motorisierte Individualverkehr dagegen mit 57 Prozent zu Buche und über 80 Prozent aller städtischen Parkplätze sind im öffentlichen Raum. „Münster hat mit 39 Prozent deutschlandweit noch den höchsten Fahrradanteil“, bilanziert Annette Gieselmann. Im Unterschied zu den Niederlanden steht Fahrradfahrenden in Deutschland jedoch weniger Platz zur Verfügung. Nicht nur eine Komfort-, sondern in vielen Fällen auch eine Sicherheitsfrage. „Und das subjektive Sicherheitsgefühl entscheidet, welches Verkehrsmittel wir wählen“, weiß die Fachbereichsleiterin. „In Deutschland stehen wir also noch ganz am Anfang, die Niederlande sind uns um 40 Jahre voraus.“ Dort wurde die Verkehrswende Ende der 1970er-Jahre eingeleitet. Die konsequente Investition in die Förderung des Radverkehrs entwickelte sich landesweit zur Erfolgsgeschichte. „In Deutschland tut man sich schwer, diesen ersten Schritt zu gehen“, so Eric Risters, Bauzeichner in der Niederlassung Rhein-Ruhr bei Bockermann Fritze mit Schwerpunkten im Bereich Verkehrsplanung sowie Siedlungswasserwirtschaft. „Auch wenn sich das Verhältnis zum Thema Verkehr verändert hat und Themen wie Nachhaltigkeit und alternative Konzepte im Gespräch sind.“

Und so überrascht es nicht, dass der Fahrradanteil in einer Stadt wie Amsterdam heute bei 58 Prozent liegt. Bei der Bewertung der Fahrradfreundlichkeit für Städte über 600.000 EinwohnerInnen belegt die niederländische Hauptstadt laut dem Copenhagenize Index von 2019 nach Kopenhagen Platz zwei. Es gibt mehr Fahrräder als EinwohnerInnen. 1,3 Räder sind es pro Kopf. „In den Niederlanden wurde vor vielen Jahren das umgesetzt, was wir heute in Deutschland angehen“, betont Annette Gieselmann. „Wir stehen unter Druck. Angesichts des Klimawandels muss eine Mobilitätswende stattfinden, um die Auswirkungen zu verringern.“ Klimaschutz ist ohne eine Mobilitätswende nicht zu realisieren. Wer selbst erlebt, wie es sich anfühlt, mit dem Rad in einem fahrradfreundlichen Umfeld unterwegs zu sein, verändert seine Perspektiven. Davon ist Annette Gieselmann überzeugt, die auch privat aufs Rad setzt, ein E-Bike als Jobrad nutzt und nicht nur die



24 Stunden geöffnet: Das bequeme Abstellen und Wiederaufsteigen vereinfacht in Utrecht übrigens die größte Fahrradstation der Welt. 12.500 Stellplätze verteilen sich auf drei Ebenen. Außerdem stehen am Bahnhof 750 Leihfahrräder für Einpendler bereit, die hier mit dem Zug ankommen und die Fahrt zur Arbeit, Uni oder Schule fortsetzen.

beruflichen Strecken per Rad bewältigt. Auch in der Freizeit setzt sie auf Zweiräder und ist bereits mit dem Mountainbike in der Zugspitzarena unterwegs gewesen. „Ich fahre heute lieber Rad, als zu wandern“, erzählt sie. Auch für Eric Risters und Tom Elbracht, Auszubildender zum Bauzeichner Tief-, Straßen- und Landschaftsbau am Firmenstandort Enger, lieferte die Exkursion ins Nachbarland neue Perspektiven und Anregungen. „Eigene Erfahrungen sind immer von Vorteil, auch wenn man konventionelle Projekte betreut“, erklärt Eric Risters, der sich wünschen würde, dass sich das Mindset in der Verkehrsplanung ändert. Hin zu zukunftsorientierten Verkehrskonzepten. „In den Köpfen müssen Barrieren fallen. Es braucht Mut, neue Pfade zu beschreiten, aber auch finanzielle Investitionen, um diese umsetzen zu können.“ Positiv sei, dass das Rad bei Neuplanungen inzwischen eine Rolle spiele und beispielsweise Radwege breiter geworden seien. „Von niederländischen Maßstäben sind wir jedoch noch weit entfernt“, lautet sein Resümee. „Wir sind die Generation, die die heute geplanten Verkehrswege über Jahrzehnte nutzen wird“, unterstreicht Azubi Tom Elbracht, der seine Ideen aktuell bei der Planung einer Radstraße in Bocholt einbringt. Das einfache Bike-Leasing in den Niederlanden hat den 23-Jährigen neben den vielfältigen Abstellmöglichkeiten ebenso überzeugt wie die durchdachten Streckenführungen.

„Auf dem Radschnellweg in Utrecht fährt man ohne Gegen- oder Querverkehr. Das finde ich sehr gut.“ Das bequeme Abstellen und Wiederaufsteigen vereinfacht in Utrecht übrigens die größte Fahrradstation der Welt. 12.500 Stellplätze verteilen sich auf drei Ebenen. In dem 24 Stunden geöffneten unterirdischen Parkhaus stehen außerdem 750 Leihräder zur Verfügung. Von jedem Stellplatz ist man in weniger als fünf Minuten am Gleis des Hauptbahnhofes, der direkt daneben liegt. Gute Bedingungen für den Radverkehr schaffen, mutig sein und etwas wagen, ist auch für Tom Elbracht Motivation. „Man muss Beispiele schaffen. Wenn diese gut funktionieren, kann man solche Verkehrskonzepte auch in anderen Städten realisieren“, lautet seine Überzeugung. Auch wenn man bestehende Modelle nicht eins zu eins übernehmen kann. Dennoch ist es eine Aufgabe, die er als Verkehrsplaner künftig wahrnehmen und vorantreiben möchte. ▸

In den Köpfen müssen Barrieren fallen. Es braucht Mut, neue Pfade zu beschreiten, aber auch finanzielle Investitionen, um diese umsetzen zu können.



Foto: © Nadine Wuchenauer

ERIC RISTERS

Bauzeichner bei Bockermann Fritze IngenieurConsult, absolviert zurzeit berufsbegleitend eine vierjährige Weiterbildung zum Bautechniker

Wir sind die Generation, die die heute geplanten Verkehrswege nutzen wird.



TOM ELBRACHT
Auszubildender zum Bauzeichner Tief-, Straßen- und Landschaftsbau

Auch Eric Risters hätte Spaß daran, sich bei Planungen jenseits zurzeit geltender Normen bewegen zu können. „Denn es ist, wie man am Beispiel Utrecht sieht, machbar, Leute mit neuen Ideen zu überzeugen“, so der engagierte Bauzeichner, der zurzeit berufsbegleitend eine vierjährige Weiterbildung zum Bautechniker absolviert. „Die Signalwirkung, die davon ausgeht, ist groß.“ „Da sind die Niederlande beispielhaft“, so Tom Elbracht. Da der Radverkehr im Nachbarland Priorität genießt, gehört dort die bauliche Trennung von Rad- und motorisiertem Individualverkehr zum Konzept. Ebenso wie Fahrradstraßen, wo Autos Gäste sind, Radschnellwege, die als Snelfietsrouten ein schnelles Vorankommen ermöglichen, ein einfaches Orientierungssystem mit Knotenpunktnummern und ein durchdachtes Kreuzungsmanagement.

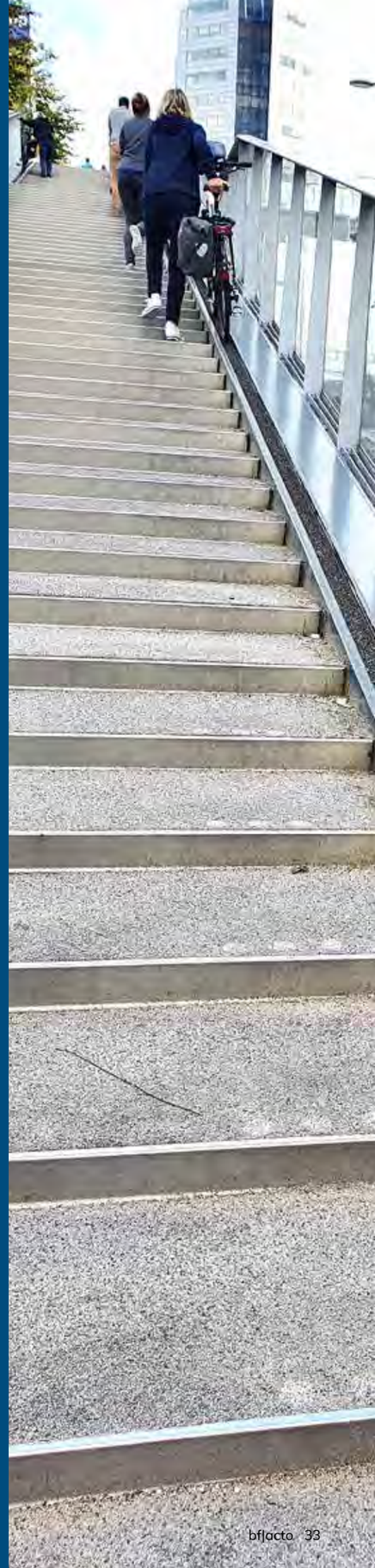
Beispiele, wie sich diese Maßnahmen positiv auf den Radverkehr auswirken, gibt es auch in Utrecht viele. Auch, wenn es darum geht, Verkehrsknotenpunkte für den Radverkehr sicherer zu machen. Geschützte Kreuzungen, sogenannte Protected Intersections, zeichnen sich u. a. durch vorgezogene Haltelinien für Radfahrer und eingebaute Schutzinseln aus. Letztere verhindern, dass große Fahrzeuge beim Abbiegen über die Nebenflächen fahren und dort wartende Verkehrsteilnehmende gefährden. Zudem bieten Lichtsignalanlagen für Radfahrende ein Mehr an Sicherheit und sorgen für freie Fahrt der Zweiräder. Bei stark Kfz-belasteten Straßen gibt es zudem Unter- oder Überführungen für Räder. „Beeindruckend ist, in welchem Maßstab die alternative Verkehrsplanung umgesetzt wurde, bei der das Rad im Mittelpunkt steht.



In einer Kolonne von 50 Radfahrenden von Ampel zu Ampel zu fahren, ist schon faszinierend. Außerdem erscheinen die Leute fitter.“ Das niederländische Radfahrkonzept gibt dem Rad nicht nur Vorrang, es schafft gleichzeitig Sicherheit. Zweigeschossige bzw. doppelte Kreisverkehre wie in Houten tragen diesen Aspekten Rechnung. „Hier fahren die Radler unten und die Autos oben“, so Annette Gieselmann. „Das System ist rund ums Rad aufgebaut. So ist das Radfahren nicht nur komfortabel und effektiv, sondern auch sicher“, unterstreicht Eric Risters.
Autos nicht verbannen, aber dem Rad gute Voraussetzungen schaffen – das ist die Idee, die hinter der konzeptionellen Netzplanung des Radverkehrs in den Niederlanden steckt. Die Weichen dafür wurden bereits vor 40 Jahren gestellt. Vorausschauende Stadtplanung, Investitionen in neue Straßen und Strecken sowie Anreize, aufs Rad umzusteigen, haben dazu geführt, dass sich das Rad in den Niederlanden als individuelles Verkehrsmittel durchgesetzt hat. Der innerstädtische Kern von Houten ist heute autofrei. Das Resultat für die nachwachsende Generation: eine hohe Wohn- und Lebensqualität. Selbst kleine Kinder können gefahrlos zur Schule radeln. „Wenn man sich vergleichbare Städte ansieht, ist die Lebensqualität in Utrecht um einiges höher“, lautet auch Eric Risters Fazit.
Weniger Staus, bessere Luft und gesündere Menschen. Den Verkehr in Städten zu minimieren, ist ein Schritt für mehr Klimaschutz, mehr Lebensqualität und mehr Sicherheit. Wie Lösungen in Deutschland aussehen können, beweist Bockermann Fritze IngenieurConsult bereits mit der Umsetzung zukunftsorientierter Projekte wie dem Jahnplatz in Bielefeld. Der Verkehrsknotenpunkt im innerstädtischen Raum soll künftig nicht nur für mehr Lebensqualität mitten im Zentrum sorgen, sondern auch den Radverkehr im innerstädtischen Raum stärken. „Er ist unser Kopenhagener Ei“, sagt Annette Gieselmann mit Blick auf eine der fahrradfreundlichsten Städte der Welt. Von der Idee, die Infrastruktur für den Radverkehr so wie in Kopenhagen oder Utrecht zu stärken, ist sie überzeugt.

„Irgendwann muss man anfangen, Stadtraum neu zu denken“, betont Annette Gieselmann mit Blick in die Zukunft. „Hochwertigen Raum zu nutzen, um dort Blech abzustellen, ist keine Lösung.“ „Gerade innerstädtische Bereiche würden davon profitieren, wenn sie nicht mit Autos zugeparkt würden. Davon profitiert auch das Stadtbild“, betont Eric Risters. Einfluss auf die künftige Aufteilung von Verkehrsräumen, u. a. mit breiteren Radwegen, bringt natürlich auch der moderne Radverkehr mit sich. Auch hierzulande füllen zunehmend E-Bikes die Straßen. Mit ihnen lässt sich leichter und schneller Strecke machen. Auch jenseits des Freizeitaspektes. Wer hätte das gedacht, als Gustave Trouvé 1881 das Tricycle entwickelte? Denn bis zur ersten Patentanmeldung für ein Pedelec-System brauchte es noch bis zum Jahr 1982. Mehr als zwanzig Jahre später, 2005, setzte sich das E-Bike dann endgültig durch. Und so ist die Frage, wie sich Mobilität verändert, eine, mit der sich das Team von Bockermann Fritze IngenieurConsult längst intensiv beschäftigt. Schließlich ist es eine Generationenfrage, die den Blick in die Zukunft schon heute braucht. Und in Städten wie Münster, Karlsruhe oder Freiburg, wo der Radverkehr bereits eine Vorreiterrolle innehat, schon weitergedacht wird. In Utrecht, einer der fahrradfreundlichsten Städte der Welt, haben sich die Menschen ihre Stadt jedenfalls zurückgeholt. ◂





Bauen in verschiedenen Lebenslagen

Ein Haus für jede Wohnart

Auf den ersten Blick haben die Häuser der Familien Halemeier senior und junior einiges gemeinsam. Besonders ins Auge fallen die versetzten Pultdächer. Die moderne Optik ist kein Zufall, denn beide Baufamilien haben mit Bockermann Fritze DesignHaus gebaut. Doch wer genauer hinschaut, entdeckt zwei Häuser für verschiedene Lebenslagen.

Autorin: Stefanie Gomoll



Benjamin & Eckhard Halemeier

Eine Familie, aber mehrere Generationen und damit auch ganz unterschiedliche Bedürfnisse. Genau das spiegeln die Neubauten von Silke und Eckhard Halemeier sowie ihrem Sohn Benjamin und Schwiegertochter Inna Halemeier wider. Das beginnt bereits bei der Wahl des Baugrundstücks. Während für seine Eltern vor allem die Verwurzelung in Oetinghausen zählte, kamen für die junge Baufamilie noch andere Erwägungen als die Verbindung zu Enger hinzu. „Wir haben vorher zur Miete gewohnt. Übrigens auch in einem Haus von Bockermann Fritze; deshalb wussten wir um die Qualität“, erzählt Benjamin Halemeier. Das Baugebiet im Vorwerks Hof fiel dem 44-Jährigen auf, weil der Schulweg der Tochter daran vorbeiführte. „Uns war es wichtig, dass alles in der Nähe ist, was wir brauchen. Grundschule, Hallenbad, Bäcker – alles ist fußläufig erreichbar.“ Als generellen Vorteil eines Neubaugebiets sieht er die große Anzahl von Familien mit Kindern. „Da ist immer etwas los und die Kinder können gemeinsam zur Schule gehen“, so der studierte Betriebswirt. „Bei der Lage des Baugrundstücks war uns zudem die relativ lange Einfahrt wichtig, auf der die Kinder spielen können. Und wir haben auf dem 850 qm großen Grundstück nach hinten gebaut, sodass wir relativ ruhig und abgeschieden wohnen.“ Weihnachten 2016 konnte die vierköpfige Familie ihr Haus beziehen, das gut 200 qm Wohnfläche auf drei Etagen bietet.

Als Silke und Eckhard Halemeier zwei Jahre später ebenfalls neu bauten, ließen sie sich vom Haus ihres Sohnes inspirieren. „Das versetzte Pultdach hat uns gut gefallen“, so Eckhard Halemeier. „Die Alternative wäre ein Haus im Bauhausstil gewesen“, ergänzt der 70-Jährige, „aber das war hier im Neubaugebiet in Oetinghausen nicht zulässig.“ Trotz der ähnlichen Optik sind die „inneren Werte“ ihres Hauses komplett anders. Sieben Zimmer und insgesamt 161 qm Wohnfläche verteilen sich auf zwei Etagen. ▸

> **Eines Morgens bin ich aufgewacht und habe mir die Frage gestellt: Was machen wir, wenn wir alt werden?**
>
> **ECKHARD HALEMEIER**
> Entwicklungsingenieur (im Ruhestand)





Bild oben: Halemeier sen.
Bild unten: Halemeier jun.

Das tägliche Leben findet aber vor allem im Erdgeschoss statt. Schließlich haben die Eheleute den Neuanfang mit Beginn ihres Ruhestandes noch einmal gewagt, um altersgerecht wohnen zu können. „Eines Morgens bin ich aufgewacht und habe mir die Frage gestellt: Was machen wir, wenn wir alt werden?“, erinnert sich der Entwicklungsingenieur. „Dann haben wir sehr schnell die Entscheidung getroffen neu zu bauen. Auf der Fahrt zu unserem Sohn haben wir zufällig dieses Grundstück gesehen.“

„Das war schon ein mutiger Schritt“, sagt seine Frau. „Aber der Abschied von unserem alten Haus war die richtige Entscheidung, denn wir wollten es leichter haben. Die Gartenpflege des riesigen Grundstücks war zu viel. Die 590 qm, die wir heute haben, können wir dagegen gut schaffen.“ Mehrere Terrassen sind ebenerdig vom Wohnbereich aus erreichbar. Ein Garten- und ein Gewächshaus am Grundstücksende nehmen das versetzte Pultdach des Hauses wieder auf, ein großes, selbstgebautes Hochbeet bietet Platz für Gemüse. Auch das alte Haus selbst war nicht nur zu groß geworden, sondern mit seinen langen Wegen – etwa vom Schlafzimmer durch den Anbau und über Treppen bis zum Waschkeller – schlicht nicht altersgerecht. Ein Umbau wäre viel zu aufwändig geworden. Stattdessen konnte die Familie mit dem Verkauf des alten Hauses den Neubau finanzieren.

„Bei der Planung war uns die Barrierefreiheit sehr wichtig“, unterstreicht Eckhard Halemeier. Prinzipiell kann das ganze Leben im Erdgeschoss stattfinden – kurze Wege und breite, rollstuhlgerechte Türen inklusive. Im Erdgeschoss befinden sich die Küche, die offen in den großzügigen Wohn- und Essbereich übergeht, sowie das Schlafzimmer, das zum Bad mit bodengleicher Dusche und Doppelwaschbecken führt. Auch eine Gästetoilette und der Hauswirtschaftsraum mit Waschmaschine und technischen Anlagen befinden sich im Erdgeschoss. Das Obergeschoss bietet Platz für drei weitere Räume sowie ein Bad mit Dusche. „Momentan nutzen wir sie als Büro, Kinderzimmer für die Enkel und ein Zimmer für mich“, so Silke Halemeier. Perspektivisch könnte hier auch eine Pflegekraft einziehen. „Andererseits ist das Haus theoretisch so geplant, dass es von einer Familie mit zwei Kindern genutzt werden könnte“, sagt die 67-Jährige. Bei der Raumaufteilung hatten beide bereits klare Vorstellungen, haben sich aber ebenso von der Prokuristin und Innenarchitektin Karin Timm-Klüter beraten lassen wie ihr Sohn. „Als junge Familie mit zwei Kindern hatten und haben wir viel Raumbedarf und uns waren andere Aspekte wichtig als meinen Eltern“, erzählt Benjamin Halemeier. Große Kinderzimmer und ein großzügiges Esszimmer für Besuch standen ebenso auf der Liste wie ein Arbeitszimmer, das sich besonders jetzt in Homeoffice-Zeiten bewährt hat. Schlafzimmer, Bad und Wohnbereich auf einer Etage unterzubringen, erwies sich da als nicht machbar. Gästezimmer und Bad, die unter dem Spitzboden liegen, könnten später einmal als „Studentenbude“ für eines der Kinder dienen. „Wir haben lange darüber nachgedacht, ob sich das ganze Haus so planen lässt, dass wir auch im Alter hier leben können“, verrät Benjamin Halemeier. „Aber das hätte zu viele Kompromisse erfordert und so haben wir es lieber auf die aktuellen Bedürfnisse ausgerichtet.“ Eckhard Halemeier ergänzt schmunzelnd: „Wir haben unseren Sohn darauf hingewiesen, dass er später vielleicht noch mal bauen muss.“ Dass das keine Schreckensnachricht ist, haben die „Senioren“ ja bereits bewiesen. Und auch in anderer Hinsicht haben sie den „Junioren“ etwas voraus: Sie haben von Anfang an auf eine Photovoltaik-Anlage gesetzt, die ihr Sohn jetzt nachrüsten will. Darüber hinaus haben aber beide Familien von Baubeginn an energetische Aspekte im Blick gehabt: Sole-Wasser-Wärmepumpe, Dreifachverglasung und eine Belüftungsanlage, die die Schimmelbildung verhindert, sind zukunftstauglicher Standard. Klares Fazit: Bauen mit Perspektive kann gelingen, ein Haus für immer dürfte dagegen schwieriger werden. ◂



Eckhard und Silke Halemeier

BOCKERMANN FRITZE DesignHaus GmbH

Das war schon ein mutiger Schritt. Aber der Abschied von unserem alten Haus war die richtige Entscheidung, denn wir wollten es leichter haben. Die Gartenpflege des riesigen Grundstücks war zu viel.

SILKE HALEMEIER
Assistentin der Geschäftsleitung (im Ruhestand)

Als junge Familie mit zwei Kindern hatten und haben wir viel Raumbedarf und uns waren andere Aspekte wichtig als meinen Eltern.

BENJAMIN HALEMEIER
Geschäftsführer/Dipl.-Betriebswirt

Menschen und ihre Passion

Vom Fußball fürs Leben lernen

Als Kind ging es nachmittags nach der Schule immer gleich auf den Bolzplatz. „Bis ich 12 Jahre alt war, habe ich immer mit den Jungs gespielt – das ging seinerzeit noch. Bei meiner Tochter war das schon anders“, erzählt Birte Niehaus von ihrer Leidenschaft für das runde Leder, die bis heute anhält. Seit 1999 ist die Bauzeichnerin bei Bockermann Fritze DesignHaus tätig und engagiert sich in ihrer Freizeit ehrenamtlich im Vorstand des VfL Holsen als Schriftführerin – und springt auch mal ein, wenn eine Trainerin fehlt.

Autorin: Eike Birck

Erfahrung als Coach hat sie reichlich. Birte Niehaus war viele Jahre Trainerin der E- und F-Jugend des rund 800 Mitglieder umfassenden Vereins. „Mir machte es Spaß, mein Können an die 6- bis 9-Jährigen weiterzugeben.“ Ihr Talent als Stürmerin hat sie als Heranwachsende zunächst beim VfL Holsen unter Beweis gestellt. Aber weil es dort keine Mädchenmannschaft gab, zog es Birte Niehaus als Teenie ins Nachbardorf – nach Bruchmühlen –, bis sie Mitte der 1990er-Jahre zum Verbandsligisten DSC Arminia Bielefeld wechselte. Rund drei Jahre kickte sie in der dritthöchsten Spielklasse. Mit einer Profikarriere hat sie nur kurz geliebäugelt. „Beim Frauenfußball gibt es, anders als bei den Männern, kein Geld zu verdienen. Der Zeitaufwand ist jedoch sehr hoch. Das kann eigentlich nur ein Hobby sein. Dieses mit dem Beruf unter einen Hut zu bringen, funktioniert nur, wenn man bei der Stadt oder der Bundeswehr angestellt ist und für das Training und die Spiele freigestellt wird. Und irgendwann muss frau sich entscheiden, ob sie Familie haben möchte oder nicht.“ Und das wollte Birte Niehaus. Sie ist mittlerweile Mutter von zwei Kindern.

Das Team gewinnt

2006 hat Birte Niehaus zusammen mit anderen Mitstreiterinnen beim VfL Holsen eine Frauenmannschaft gegründet. Das Team legte in den nächsten Jahren einen steilen Aufstieg hin und schaffte sogar den Sprung in die Westfalenliga. 2015 bröckelte die Mannschaft auseinander. „Wir sind gemeinsam älter geworden und für viele stand das Thema Familie im Vordergrund“, erinnert sich die 42-Jährige. „Deshalb haben wir uns dem Bünder SV angeschlossen, der mit ähnlichen Personalproblemen zu kämpfen hatte. Wichtig war, dass es weiterging. Denn die Frauen, die jetzt Bezirksliga spielen, sind mit ganz viel Spaß dabei.“

Nachwuchs ist immer ganz wichtig für das Vereinsleben, auch beim VfL Holsen. Sind die Kids denn heute anders als damals? „Da hat sich definitiv etwas geändert. Die Kinder haben heute weniger Zeit, weil sie zum Teil schon in der Kita und der Grundschule im Ganztag eingebunden sind. Da bleibt wenig Freiraum fürs Training. Dass man sich einfach nachmittags ohne Verabredung auf dem Fußballplatz trifft, das gibt es nicht mehr. Ich bin schon froh, dass es dafür zumindest WhatsApp-Gruppen gibt“, lacht die 42-Jährige. Apropos Handy. Segen oder Fluch? „Beides. Ich habe den Eindruck, dass viele Kinder zu viel Zeit allein mit dem Gerät verbringen und verlernen, miteinander zu kommunizieren. Auf den sozialen Medien sind schnell mal böse Sachen geschrieben, die Hemmschwelle ist deutlich geringer, als wenn man sich von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen würde. Gerade deshalb hat der Fußball eine wichtige soziale Funktion. Mannschaftssport ist gut für das Füreinander. Kinder lernen, aufeinander und insbesondere auf die Schwächeren Rücksicht zu nehmen. Nicht das Ich steht im Mittelpunkt, sondern das Team. Wir gewinnen gemeinsam und wir verlieren gemeinsam“, betont die ehemalige Stürmerin.

> **Nicht das "Ich" steht im Mittelpunkt, sondern das Team. Wir gewinnen gemeinsam und wir verlieren gemeinsam.**
>
> **BIRTE NIEHAUS**
> Bauzeichnerin bei Bockermann Fritze DesignHaus



Mehr zum Arbeitsalltag von Birte Niehaus

Wir statt ich

Das Erlernen von sportlichen und sozialen Kompetenzen geht Hand in Hand. Ohne Strukturen und Regeln geht es nicht. Angefangen damit, dass man pünktlich zum Training erscheint. „Wir versuchen, den Kindern und auch den Eltern klarzumachen, dass jeder, der sich dazu entschieden hat, Teil einer Mannschaft zu sein, zuverlässig zum Training und zu den Spielen am Wochenende kommt. Die Mannschaftskollegen verlassen sich darauf. Wir möchten ein Pflichtbewusstsein vermitteln und eine Verbindlichkeit schaffen.“

Regelmäßig organisiert der VfL Holsen in Kooperation mit dem DSC Arminia, Hannover 96 und dem FC St. Pauli Fußballcamps. Eine attraktive Ferienbeschäftigung für Kinder, die nicht in den Urlaub fahren können. Zum Programm gehört auch ein Stadionbesuch in Bielefeld beim Erstligisten. Ein tolles Erlebnis für die Kids – wie auch Mannschaftsfahrten. „Wir sind schon häufig zu einem großen Jugendturnier nach Dänemark gereist. Da kamen rund 170 Mannschaften zusammen, etwa 2.600 Kinder und Jugendliche. Gespielt wurde auf 10 Plätzen gleichzeitig. Für viele war es die erste Reise ohne ihre Eltern. Wenn man das als Kind und als Mannschaft erlebt hat, das vergisst man nicht“, ist Birte Niehaus überzeugt. Die Familie Niehaus ist fußballbegeistert. Beide Kinder spielen selbst, der Sohn beim VfL Holsen und die Tochter – wie seinerzeit die Mutter – bei den U17-Juniorinnen des DSC Arminia Bielefeld. „Wenn ich an meine Zeit bei Arminia zurückdenke, als mein Vater mich immer zum Bahnhof gefahren hat, damit ich zum Training nach Bielefeld kam, da muss ich sagen, ist meine Tochter viel weiter. Die zückt ihr Handy und sucht sich die Verbindungen mit Zug und Stadtbahn selbstständig raus und guckt schnell bei Google nach, wie sie gehen muss. Es geht nicht mehr ohne Handy. Aber da muss man auch Grenzen setzen, wie viel Zeit die Kinder sich mit digitalen Medien beschäftigen sollen. Das ist auch für die heutige Elterngeneration eine neue Situation, denn als wir Kinder waren, gab es das einfach noch nicht. Wir haben keine Vorbilder, an denen wir uns diesbezüglich orientieren könnten.“

Dabei ist Birte Niehaus keine, die sagt, dass früher alles besser war. Aber sie steht für Werte wie Gemeinschaft, Verlässlichkeit, Teamgeist und vieles mehr. Die Vereinsarbeit ist ihr wichtig, um den Menschen im Dorf – nicht nur den Kindern – etwas anzubieten, um den sozialen Zusammenhalt zu stärken. Und damit nicht zuletzt auch das Miteinander der Generationen. Aktuell steht der Bau eines neuen Kabinentrakts an. Den hat Birte Niehaus natürlich selbst gezeichnet und die Planung verantwortet Bockermann Fritze. Montagabends ist sie nicht erreichbar. Denn da kickt Birte Niehaus selbst – beim VfL Schildesche. Gemeinsam mit ehemaligen Spielerinnen aus ihrer aktiven Zeit. „Da ist das alte Gefühl wieder da, die Gemeinschaft. Das macht einfach riesigen Spaß.“ ◂

Foto: © fotodesignfrettag

Julia Muc

Chancen für den Nachwuchs

Autorin: Corinna Bokermann

Chancen ergreifen, sich etwas trauen und zutrauen. Julia Muc hat alle beruflichen Etappen gemeistert. „Es ging für mich bisher immer einen Schritt weiter. Ich kann mich noch gut daran erinnern, dass ich als Schülerin Präsentationen schrecklich fand. Doch man wächst in vieles hinein. Heute weiß ich, was ich kann, und verkaufe dies auch gut. Schließlich suche ich die beste Lösung für das jeweilige Problem“, erklärt die sympathische 32-Jährige selbstbewusst, die den Wiedereinstieg in den Beruf nach der Geburt ihrer Tochter vorgezogen hat. Zwei Jahre Elternzeit hatte die engagierte Ingenieurin zunächst eingeplant. Ein knappes Jahr ist schließlich daraus geworden. „Mir war immer klar, dass ich mit Kind weiterarbeiten möchte“, stellt sie fest. Die flexiblen Arbeitszeiten und -bedingungen – zurzeit arbeitet sie zwei Tage im Homeoffice und einen Tag im Büro – bieten ihr gute Voraussetzungen für den Wiedereinstieg und Bockermann Fritze profitiert wiederum davon, qualifizierte Fachkräfte wie sie zu halten. Und füllt damit Themen wie Förderung und Chancengleichheit im Unternehmen mit Leben.

Berufsfelderkundung, Stärken-Schwächen-Analyse – das alles hatte Julia Muc bereits hinter sich, als ihr Vater ihr damals einen Zeitungsartikel in die Hand drückte. „Es ging um eine Frau, die als Bauzeichnerin arbeitete“, erinnert sie sich noch genau. „Ich fand die Reportage sehr interessant und da mein Profil – Mathe war immer eins meiner Lieblingsfächer – auch ganz gut dazu passte, habe ich mich schließlich für eine Ausbildung zur Bauzeichnerin bei Bockermann Fritze beworben.“ Auch, weil sie nach dem Abi, statt gleich zu studieren, lieber eine Ausbildung machen wollte. Eine für sie lehrreiche und spannende Zeit, in der sie die Bereiche Brückenbau und Straßenbau intensiv kennenlernte. „Das war großartig. Mein Schwerpunkt war jedoch mit insgesamt zwei Jahren von Anfang an der Brückenbau“, unterstreicht die Ingenieurin, die ihre Ausbildung mit Bravour absolvierte und als eine der Besten des Abschlusses 2012 von der IHK ausgezeichnet wurde. Am Ende der Ausbildung fasste sie den Entschluss, bis zum angepeilten Studium noch ein Jahr Berufserfahrung zu sammeln. „Das Jahr war, wie ich gehofft hatte, gut für mich und hat mich im Unternehmen weitergebracht. Ich habe Anerkennung erlebt und mein Selbstbewusstsein ist gewachsen“, resümiert sie rückblickend.

Und so war die Entscheidung, das Studium ein Jahr aufzuschieben, keineswegs Zeitverschwendung, sondern vor allem hilfreich. „Die Ausbildung und meine Erfahrungen haben mir definitiv beim Studium geholfen. Diejenigen, die frisch vom Abi im Hörsaal saßen, hatten es schwerer.“

Während der sechs Semester zum Bachelor of Engineering an der Fachhochschule Bielefeld spezialisierte sich Julia Muc auf den konstruktiven Ingenieurbau.

Nach dem Abi entschied sie sich für eine Ausbildung zur Bauzeichnerin und setzte ihren Weg mit einem Ingenieurstudium konsequent fort. Mittlerweile arbeitet Julia Muc seit mehr als zehn Jahren bei Bockermann Fritze IngenieurConsult. Beruflich gesehen gehört sie zum Nachwuchs in der Engeraner Unternehmensgruppe, privat hält sie bereits mit ihrer kleinen Tochter die nächste Generation in den Armen.

Der Bezug zur Firma und dem Team dort blieb während dieser Zeit durch ihren Minijob bei ihrem ehemaligen Ausbildungsbetrieb bestehen. „Ich war die ganze Zeit mittendrin im Unternehmensgeschehen und konnte, angepasst an mein Studium, sehr flexibel arbeiten. Das war sehr schön, manchmal aber auch stressig.“ Sowohl Ausgleich zum theorielastigen Studium als auch wertvoller Lernort. Julia Muc sammelte praktische Erfahrungen, erhielt Einblicke in das Arbeitsgebiet und konnte bereits eigene Vorstellungen einbringen.



BOCKERMANN FRITZE IngenieurConsult GmbH

Meinen KollegInnen und mir wird immer ermöglicht, Verantwortung zu übernehmen. Am faszinierendsten ist aber der Moment, wenn aus den Planungen reale Bauwerke hervorgehen, die zudem über Generationen Bestand haben.

JULIA MUC
Projektingenieurin bei Bockermann Fritze IngenieurConsult

„Außerdem konnte ich beruflich Schritt halten. Bei Richtlinien, die sich in dieser Zeit verändert haben, war ich ebenso auf dem Laufenden wie bei aktuellen Projekten“, zählt sie einige Vorteile auf. Allein für ihr Praxissemester suchte sich Julia Muc ein Ingenieurbüro in Düsseldorf aus.

„Um woanders Erfahrungen zu sammeln“, wie sie sagt. Für die Bachelorarbeit dockte sie jedoch wieder bei Bockermann Fritze an. „Aus der Variantenuntersuchung – für eine Straßenbrücke – ist im Laufe der Zeit ein sehr umfangreiches Projekt inklusive Straßen- und Kanalbau geworden“, erklärt Julia Muc. „Aus ursprünglich einer Brücke bearbeiten wir an dem großen Bundesstraßenkreuz inzwischen fünf Brücken.“ Zurzeit sitzt sie an der Ausschreibung für das Bauwerk, das sie während ihrer Bachelorarbeit 2018 bearbeitet hat.

„Das zeigt, dass große Maßnahmen Zeit brauchen – auch, weil sie so umfänglich sind.“ Projekte der Niedersächsischen Landesbehörde für Straßenbau und Verkehr (NLStBV) gehören seit ihrer Bachelorarbeit zu ihrem Aufgabenspektrum. „Als Projektingenieurin arbeite ich sehr selbstständig, bin im regen Austausch mit den Auftraggebern, aber natürlich auch mit dem Team in unserem Haus“, so Julia Muc. Letzteres kennt sie und begleitet sie seit vielen Jahren. Auch das ist ihr wichtig.

Die Faszination für ihren Beruf ist spürbar. Die Vielfalt ihrer Arbeit begeistert sie. „Es gibt kein Projekt, das dem anderen gleicht. Es gibt immer neue Rahmenbedingungen; dadurch ergeben sich automatisch neue Herausforderungen“, so Julia Muc. Und ganz klar: Eisenbahnbrücken sind ganz anders als Geh-Radweg-Brücken oder Straßenbrücken. Jede Brücke bringt unterschiedliche Anforderungen mit sich. „Auch von Seiten des Auftraggebers müssen natürlich – je nach Lage der Brücke – Gestaltungsvorgaben berücksichtigt werden“, macht Julia Muc deutlich. Und es gibt zahlreiche Faktoren, die die Planung einer Brücke kniffliger machen. Ist zum Beispiel eine Brücke mitten in der Stadt geplant, müssen Parameter wie S-Bahn-Anschlüsse, Rettungswege oder Brandschutzkonzepte in die Planung einfließen. „Zum Brückenbau gehört einfach viel dazu“, sagt Julia Muc lachend. Das ist auch das Spannende.

Die Chance, frei zu arbeiten, weiß Julia Muc zu schätzen. Eigene Ideen umsetzen zu können, ist für sie zudem eine schöne Bestätigung. „Meinen KollegInnen und mir wird immer ermöglicht, Verantwortung zu übernehmen. Am faszinierendsten ist aber der Moment, wenn aus den Planungen reale Bauwerke hervorgehen, die zudem über Generationen Bestand haben und ich mit meiner Tochter über eine der Brücken gehe, die ich selbst entworfen und konstruiert habe“, unterstreicht sie. ◂

Generation Technik

Ganz schön smart

Noch begeistert die Gebäudeautomation vor allem Technikaffine. Aber Frank Beckhoff von Elektro-Dirker ist überzeugt, dass es sich um eine Entwicklung mit Wachstumspotenzial handelt. „Vor 20 Jahren kamen wir im Auto ohne Klimaanlage aus, heute wollen wir nicht darauf verzichten. Das ist vergleichbar“, so der Elektrikermeister. „Viele Menschen haben keine Vorstellung von den Vorzügen, aber wer einmal in einem Smart Home gelebt hat, möchte das nicht mehr missen.“

Autorin: Stefanie Gomoll



Mindestens drei Gründe sprechen für eine intelligente, automatisierte Steuerung: die Erhöhung von Komfort, der Sicherheitsaspekt sowie das Potenzial zur Energieeinsparung. Das überzeugt auch immer mehr Baufamilien. „Die Entwicklung der Smart-Home-Technik begann zwar schon vor 20 Jahren, aber inzwischen ist sie ausgereifter und das Preis-Leistungs-Verhältnis besser“, weiß Frank Beckhoff. Seit etwa drei Jahren wird sie bei Firmengebäuden und Privathäusern verstärkt nachgefragt. So auch bei Bockermann Fritze DesignHaus, für das die Elektro-Dirker GmbH & Co. KG aus Enger smarte Lösungen installiert.

„Bei einem Haus in Löhne haben wir gerade eine Vollausstattung gemacht: von Kameras bis zum zentralen Musikserver lässt sich dort alles steuern. In dieser Form ist das allerdings eher selten. Meistens ist der erste Kundenwunsch eine zentrale Steuerung der Jalousien.“ Bereits das bringt neben der Bequemlichkeit weitere Vorteile. So etwa die automatische Beschattung. „Das ist auch für Bürogebäude sehr interessant, damit sie sich über das Wochenende nicht zu stark aufheizen“, unterstreicht Frank Beckhoff. Gleiches gilt für das automatische Hochfahren der Jalousien bei Gefährdung durch Sturm.

Sicherheit anderer Art bietet die Anwesenheitssimulation – nämlich die Möglichkeit, die Jalousien über eine App aus der Ferne zu steuern. Überhaupt überzeugt der Sicherheitsaspekt viele NutzerInnen von der smarten Technik, die auch als Alarmanlage fungiert. „Wenn ich das Haus verlasse, übernehmen Bewegungsmelder die Funktion des Einbruchsschutzes. Über Handy kann ich mir eine Nachricht schicken lassen, wenn die Bewegungsmelder während meiner Abwesenheit reagieren. Wenn ich dann die Jalousien rauf- und runterfahren oder das Licht an- und ausgehen lasse, weiß jeder Einbrecher, dass er erkannt wurde“, erklärt der Elektrikermeister. ▸









Fotos: © loxone.com

Von der Beleuchtung über die Jalousien bis zur Raumtemperatur – es gibt unglaublich viele Möglichkeiten der smarten Steuerung.



Foto: © Sarah Jones

> Die Entwicklung der Smart-Home-Technik begann zwar schon vor 20 Jahren, aber inzwischen ist sie ausgereifter und das Preis-Leistungs-Verhältnis besser.

FRANK BECKHOFF

Elektrikermeister und Geschäftsführer
bei Elektro-Dirker

Sicherheit anderer Art bietet die Möglichkeit, Wassereintritt, Rauchentwicklung oder vergessene offene Fenster zu melden. Ein weiterer Aspekt, der im Zusammenhang mit der Gebäudeautomation immer wichtiger wird, ist die Nachhaltigkeit. Räume zu beleuchten oder zu beheizen, in denen sich niemand aufhält, ist schlicht Energieverschwendung. Ein intelligentes Energiemanagement bezieht dagegen verschiedenste Faktoren ein: Die Heizung weiß, was die Beschattung macht, und sorgt so etwa im Winter dafür, dass die solare Energie genutzt wird, weil die Beschattung oben bleibt und die Heizung gedrosselt wird. Sie regelt von selbst die richtige Wohlfühltemperatur in allen Räumen und senkt die Temperatur ab, wenn sich niemand dort aufhält. Auch die Beleuchtung nur bei Anwesenheit sowie das komplette Abschalten stromfressender Stand-by-Geräte bei Abwesenheit sparen Energie und damit Kosten. „Das Smarte ist, dass verschiedenste Funktionen automatisiert und miteinander verknüpft werden“, resümiert Frank Beckhoff. „Es gibt unglaublich viele Möglichkeiten. Und wenn das Grundprogramm steht, können die NutzerInnen über App auch selbst kleine Änderungen programmieren.“

Natürlich ist das System umso „intelligenter“ bzw. perfekt auf die Bedürfnisse der NutzerInnen zugeschnitten, je mehr Daten vorliegen. Irgendwann „kennt“ das Haus die Gewohnheiten und Bedürfnisse seiner BewohnerInnen besser als sie selbst. Und hier kommt ein Kritikpunkt an der Gebäudeautomation ins Spiel: Insbesondere Cloud-basierte Systeme könnten gehackt werden. Nicht nur aus diesem Grund ist der Elektrikermeister von dem Loxone-System aus Österreich besonders überzeugt. „Manche Systeme schicken die Daten ständig hin und her, da kann die Datensicherheit gefährdet sein. Bei Loxone liegen Sie bei Ihnen zuhause auf einem Miniserver.“

Ein hochwertiges System wie Loxone zu installieren, ergibt für ihn aber nur Sinn, wenn die Automation für verschiedene Bereiche genutzt wird. „Wer nur Licht schalten will, für den ist das Geldverschwendung und der Aufwand zu groß“, unterstreicht der erfahrene Elektriker. „Ich würde empfehlen, Jalousien, Bewegungsmelder, Beleuchtung und Raumtemperatur einzubeziehen. Die meisten Baufamilien entscheiden sich auch so.“ Wie gesagt: Mehr ist immer möglich. So kann die Beleuchtung etwa eine sanfte Weckfunktion übernehmen oder den nächtlichen Weg zur Toilette automatisch mit schwächerem Licht begleiten. Und Musikliebhaber schätzen die Multiroom-Audio-Funktion, die es unter anderem ermöglicht, in jedem Raum andere Musik zu hören.

Während das eher in die Kategorie „Komfort“ fällt, ist die Integration von Energie ein echtes Zukunftsthema. „Photovoltaik lohnt sich für Hausbesitzer derzeit vor allem für den Eigenverbrauch“, erklärt Frank Beckhoff. „Über smarte Technik ließe es sich so steuern, dass die Waschmaschine dann läuft oder das Elektroauto dann auflädt, wenn die Sonne scheint. Den Eigenverbrauch zu optimieren, das wird der nächste Trend der Elektrotechnik sein. Den Strom nicht nur zu speichern, sondern in dem Moment, wo er da ist, sinnvoll zu nutzen. Und das ist natürlich einfacher, wenn bereits ein smartes System vorhanden ist.“ Kein Wunder, dass Frank Beckhoff dazu rät, bei Neubauten die smarte Technik gleich miteinzuplanen. Die aktuelle Entwicklung gibt ihm recht. ◂

40 %
der Deutschen nutzen mindestens eine Smart-Home-fähige Anwendung u. a. in den Bereichen Entertainment, Energiemanagement und Gebäudesicherheit.

38 %
der Bundesbürger sind an einer Nutzung interessiert.

22 %
lehnen Smart Home aktuell kategorisch ab.

Die häufigsten Gründe
für die Anschaffung sind Komfort **61 %**, Sicherheit **41 %** und Strom-/Heizkosten zu sparen **41 %**

Quelle: „Smart Home Monitor 2021“, eine repräsentative Umfrage der Splendid Research GmbH



Drei Generationen, drei Standorte

Es bewegt sich viel bei Bockermann Fritze plan4buildING. Dass heute schon vorausschauend für morgen und übermorgen geplant wird, macht sich nach außen durch zwei Niederlassungen bemerkbar. Die dynamische Entwicklung kommt jedoch von innen. Durch das generationsübergreifende Zusammenspiel zwischen erfahrenen und jungen KollegInnen entstehen immer wieder neue Impulse und Ideen. Im Gespräch: Dipl.-Ing. Martin Pollpeter, Geschäftsführer und Gesellschafter der Bockermann Fritze plan4buildING GmbH, und B. Eng. Marco Nesemeier, Prokurist und Verantwortlicher für die Grundstücksvermittlung und Projektsteuerung, vom Stammsitz Enger, sowie M. Eng. Jonas Struck, Kompetenzteamleiter und Verantwortlicher für die Niederlassung in München und Kompetenzleiter Dipl.-Ing. Andreas Kirchner, verantwortlich für die Niederlassung in Frankfurt am Main.

Autorin: Corinna Bokermann

Gemeinsam stark

Was hat sich alles bei BF plan4buildING getan?
Martin Pollpeter: 2007 haben wir mit Außenanlagenplanung begonnen. Sieben Jahre später folgte die Weiterentwicklung des Portfolios zum Generalplaner. 2017 wurde dann das gesamte Geschäft in die neu gegründete Bockermann Fritze plan4buildING ausgelagert. Heute bündeln wir alle Kompetenzen der für die Bauvorhaben relevanten Fachbereiche und planen und begleiten den gesamten Projektzyklus für Gewerbe- oder Logistikimmobilien – inklusive Standortentwicklung. Unser Themenfeld ist gewachsen und hat sich über die Jahre entwickelt. Exemplarisch dafür stehen unsere Niederlassungen: in München und – ganz neu hinzugekommen – in Frankfurt/Main.

Was zeichnet die Niederlassungen aus?
Jonas Struck: Mit unserer Niederlassung in München sind wir im Mai 2019 an den Start gegangen. Wir werden also bald drei Jahre alt. Es war mein Wunsch, nach München gehen zu können und den Standort aufzubauen. Es ist nicht nur ein attraktiver Standort, sondern auch ein ebensolcher Arbeitsmarkt. Es gibt viel Logistik in Süddeutschland und die lokale Nähe zu haben, ist sinnvoll. Gleichzeitig hat mich – ganz privat – die Nähe zu den Bergen gelockt. Wir haben ein sehr junges Team, ich bin mit 37 Jahren der Älteste. Das generationsübergreifende Arbeiten im gesamten Team befruchtet. Die jüngere profitiert von der älteren Generation und ihrem Know-how und kann darauf zurückgreifen. ▸

Als Ingenieure gleichen wir uns naturgemäß in der Art und Weise, wie wir an Aufgabenstellungen herangehen: logisch und lösungsorientiert. Nach der Devise: „Verstehen, Planen, Umsetzen“.



ANDREAS KIRCHNER
Kompetenzleiter und Verantwortlicher der Niederlassung Frankfurt am Main







Wir hatten nie Pläne für eine Expansion. Es gab keine Vorgaben von Seiten der Geschäftsführung, wir gehen einfach mit der Marktsituation und handeln vorauseilend und vorausschauend und sehen die Entwicklungen unserer Niederlassungen perspektivisch.

MARTIN POLLPETER
Geschäftsführer und Gesellschafter bei Bockermann Fritze plan4buildING

Andreas Kirchner: Unsere Frankfurter Niederlassung ist erst vier Wochen alt, wir können also noch nicht einmal sprechen und laufen (schmunzelt). Ich habe durch meine Arbeit für dpd viele Jahre lang auf der anderen Seite des Schreibtisches gesessen, mit Bockermann Fritze plan4buildING jahrelang zusammengearbeitet und bin nach Stationen in Hessen und Bayern – meine Wiege stand übrigens im Raum Enger – vor zehn Jahren im Frankfurter Raum gelandet. Frankfurt ist – durch den Flughafen, der auch der größte Arbeitgeber der Region ist – eine dynamische logistische Drehscheibe. Darin sehe ich auch großes Potenzial für Bockermann Fritze plan4buildING. Das ist superspannend. Ich bin froh, in einem jungen Team gelandet zu sein. Mit meinen 55 Jahren zähle ich ja zu den Älteren.

Marco Nesemeier: Als Kompetenzteamleiter bin ich Ansprechpartner für die Bauüberwachung und entwickle gemeinsam neue Kompetenzbereiche. Daher unterstütze ich die Standortentwicklung der Niederlassungen in Frankfurt und München, übernehme aber auch die Projektsteuerung. Das heißt: Ich schiebe quasi an und räume später auf. Gegenüber dem Generalunternehmer bin ich vom Bauherrn über alle Schritte hinweg bevollmächtigt, die Baubetreuung zu übernehmen. Uns geht es darum, die Bauherren frühzeitig abzuholen und sie über die gesamte Projektlaufzeit zu unterstützen. In der Praxis bedeutet das: Wir suchen für unsere Kunden Grundstücke, machen sie kaufbar, bewerten und bebauen diese. Für einen unserer Kurier-Express-Dienstleister haben wir zum Beispiel ein 60.000 Quadratmeter großes Grundstück in zentraler Lage in Kassel gesucht und gefunden. Aktuell stecken wir nahe Oberhausen in der Ankaufphase für ein weiteres großes Projekt und sind an vielen ähnlichen Projekten beteiligt. Zurzeit arbeiten zwei Leute aus meinem Team auch in München. Wir stehen im engen Austausch, fachlich von mir und örtlich durch Jonas Struck betreut.

Jonas Struck: Unsere Planungsleistungen erbringen wir bundesweit. Die Baustellen in der Umgebung müssen eng betreut, begleitet und geprüft werden. Die beiden Bauüberwacher aus Marco Nesemeiers Team sind daher bei uns gut aufgehoben. Dezentrales Arbeiten ist bei uns schon länger verortet. Und so kümmern wir uns von München aus um die Projekte im Süden. Auch wenn manche dieser Projekte vielleicht ihre Wurzeln am Stammsitz in Enger haben. Und auch remote zu arbeiten, ist innerhalb der Bockermann Fritze Gruppe nicht erst seit der Pandemie ein Thema.



Wir wollen Zusammenhänge verstehen, suchen Lösungen und fragen deshalb genau nach. Ein entscheidender Wesenszug ist, Dinge in ihrer Tiefe zu durchdringen Auch, um Wissen und Informationen präzise weitergeben zu können.

MARCO NESEMEIER
Prokurist und Verantwortlicher für die Grundstücksvermittlung und Projektsteuerung

Martin Pollpeter: Wir hatten nie Pläne für eine Expansion. Es gab keine Vorgaben von Seiten der Geschäftsführung, wir gehen einfach mit der Marktsituation und handeln vorauseilend und vorausschauend und sehen die Entwicklungen unserer Niederlassungen perspektivisch. Daher könnte es sich irgendwann durchaus anbieten, in Berlin eine Niederlassung zu gründen. Allerdings nicht nur aus strategischen Gründen. Es stecken auch persönliche Geschichten dahinter, so wie bei Jonas Struck und Andreas Kirchner. Heute beschäftigt Bockermann Fritze plan4buildING übrigens 57 Mitarbeitende und ist mit einer Frauenquote von 54 Prozent gut aufgestellt. Wir sind übrigens innerhalb von fünf Jahren von 12 auf 57 Mitarbeitende angewachsen. Auch dadurch hat sich unsere Marktaktivität erweitert und es sind neue Geschäftsfelder hinzugekommen. Kunden, Kompetenzen und Visionen – nur so wachsen wir. Auch über uns hinaus.

Ist ein entscheidender Motor ein ausgeprägter Teamgeist?

Martin Pollpeter: Ja, auf jeden Fall. Wir entwickeln gemeinsam Ideen. Und zwar über alle Generationen hinweg – denn es geht um die Erfahrungen, über die jeder Einzelne verfügt und die jeder einbringt.

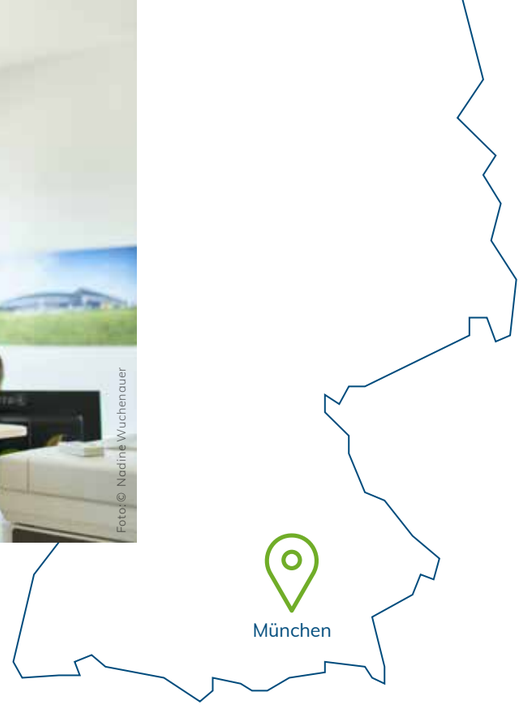
Marco Nesemeier: Genau! Als Ingenieure zeichnen wir uns durch eine gewisse Herangehensweise aus: Wir wollen Zusammenhänge verstehen, suchen Lösungen und fragen deshalb genau nach. Ein entscheidender Wesenszug ist, Dinge in ihrer Tiefe zu durchdringen. Auch, um Wissen und Informationen präzise weitergeben zu können.

Martin Pollpeter: Uns verbindet aber nicht nur die Suche nach Lösungen. Wir gehen einen Schritt weiter. Denn es geht nicht um das Abarbeiten von Aufgabenstellungen. Wir setzen einen Schritt früher an und suchen nach Problemen, um dann Lösungen zu entwickeln. Das unterscheidet uns.

Andreas Kirchner: Unser aller DNA ist ähnlich. Als Ingenieure gleichen wir uns naturgemäß in der Art und Weise, wie wir an Aufgabenstellungen herangehen: logisch und lösungsorientiert. Nach der Devise: „Verstehen, Planen, Umsetzen". Wir haben gelernt, tief in Details vorzudringen. Ich bringe durch meine frühere Berufstätigkeit auf der anderen Seite des Schreibtisches auch eine neue Sichtweise mit und ein. Und zwar aus der Kundenperspektive. Ich weiß, wie Aufgabenstellungen entstehen. Ingenieure sind die verlängerte Werkbank zur Problemlösung und es ist interessant, die Sichtweise der Auftragnehmer einzunehmen und zu verstehen. Lösungen zu liefern, ist natürlich das, was wir in Symbiose gut können. Weiter vorn mit einzusteigen, um Lösungen zu realisieren, ist für die nächste Dekade wichtig. ▸



Foto © Nadine Wuchenauer



Wir haben ein sehr junges Team, ich bin mit 37 Jahren der Älteste. Das generationsübergreifende Arbeiten im gesamten Team befruchtet. Die jüngere profitiert von der älteren Generation und ihrem Know-how und kann darauf zurückgreifen.

JONAS STRUCK
Kompetenzteamleiter und Verantwortlicher der Niederlassung München

Da geht es auch um mehr Nachhaltigkeit?

Jonas Struck: Das Generalplanungsgeschäft nimmt auch unter diesem Aspekt Fahrt auf. Nachhaltigkeit wird immer wichtiger. Die Frage ist natürlich auch, wie die nächste Generation Logistik denkt. Sie ist im Spannungsfeld von Individualität im Einklang mit Nachhaltigkeit zu sehen. Eine konkrete Fragestellung, die sich daraus ergibt, lautet: Wie muss ich Warenströme optimieren, damit sie nachhaltig werden.
Andreas Kirchner: Den Begriff "Nachhaltigkeit" könnten wir noch präzisieren. Es geht um eine Effizienzsteigerung der Logistikprozesse. Sind sie nachhaltig, ist damit nicht nur ein wirtschaftlicher Erfolg verbunden, sondern das impliziert auch den guten Umgang mit Ressourcen.

Martin Pollpeter: Logistikgebäude sorgen zwar per se für eine große Versiegelung von Flächen, aber auch diesen Aspekt sollte man differenzierter betrachten. Denn ehemals landwirtschaftlich genutzte Flächen sind keineswegs unproblematisch. Auch hier trifft der Regen nicht auf eine natürliche Fläche. Eine Folge daraus sind urbane Sturzfluten. Heute wird nach einer Bebauung die versiegelte Fläche erfasst und durch Regenwasserrückhaltebecken, in denen das Regenwasser aufbereitet wird, gelangt es gedrosselt wieder in die Gewässer zurück. Das ist gut für die Gewässerstrukturen, die unter urbanen Sturzfluten leiden. Ein zweiter, wesentlicher Aspekt betrifft die Dachflächen- und Fassadenbegrünung zur besseren Flächenverdunstung. Das Thema wird sich in der nächsten Gebäudegeneration noch deutlicher abbilden. Ableiten, versickern, verdunsten – dieses Verhältnis muss als Ganzes betrachtet und gestärkt werden.
Ein dritter Punkt ist der Energiewandel. Großflächige Photovoltaik lässt sich heute im Einklang mit Dachbegrünung realisieren. Die Verdunstungs- und Energiebeschaffungsfläche ist ökologisch interessant. Auch in der Logistik muss man dies verstehen. Die Großflächigkeit muss man als Chance sehen, sich dabei möglichst dicht am natürlichen Wasserkreislauf orientieren und Standorte naturnah entwickeln.

Marco Nesemeier: Jede Generation hat durch ihre eigenen Hintergründe einen unterschiedlichen Erfahrungshorizont.

Jonas Struck: Das stimmt. Die Frage, in welcher digitalen Generation man aufgewachsen ist, spiegelt sich auch in den Arbeitsmitteln und -methoden. Die kurze Bierdeckelrechnung oder schnelle Skizze ist eher typisch für die ältere Ingenieurgeneration. Kompetenzen zusammenzubringen, Erfahrungen und Sichtweisen einfließen zu lassen – das macht uns gemeinsam stark. ◂

Früher war alles besser!

Wer kennt ihn nicht, diesen fast schon resignierten Satz der älteren Generationen. Wobei eine genaue Definition, was denn besser war, meist nicht erfolgt. Auf jeden Fall ist häufig die Jugend gemeint, also die jungen Leute, die früher besser waren – ordentlicher, höflicher, engagierter, fleißiger.

Eine persönliche Betrachtung von Thomas Volkmar

Die Wahrheit ist: Es stimmt nicht. Jede Zeit hatte schon immer ihre Konflikte zwischen der heranwachsenden und der älteren Generation, ein ganz natürliches Muster – und das ist auch gut so. Wenn sie ehrlich zu sich selbst ist, wird auch die ältere Generation feststellen müssen, dass sie früher genauso war. Auch sie konnten die Sätze ihrer Eltern von der „guten alten Zeit“ nicht mehr hören. Zumal oft in trauter Familienrunde betont wurde, dass es früher eben nicht so leicht war – wir hatten ja nichts.
Zugegeben, ich komme aus der Zeit der Babyboomer und habe daher dieses „Wir hatten ja nichts“ so oft gehört. Zum Glück muss meine Generation das heute nicht mehr sagen, aber das Narrativ ist das gleiche. Heute ertappen wir uns dabei, wie wir unseren Kindern von der Zeit erzählen, in der es noch keine Handys und kein Internet gab, um dann so schlaue Sätze zu sagen wie: Wir konnten uns auch ganz prima anders, sinnvoller beschäftigen.
Dabei haben wir damals Musik gehört, die viele Eltern fast in den Wahnsinn getrieben hat. Ein gutes Instrument, um zu zeigen: Hey, wir sind jung, wir sind anders als ihr, das ist unsere Sache. Heute haben die jungen Menschen das Problem, dass ihre Eltern jetzt die gleiche Musik hören wie sie selbst. Ein Punkt weniger, um sich von den Alten abzugrenzen. Dabei sind Abgrenzung und Reibung so wichtig. Schließlich müssen die Jungen ihren eigenen Weg finden. Und das geht nicht, wenn Mama & Papa auf der gleichen Ebene sein wollen und sich nur wie beste Freunde verhalten. Ganz schlimm wird es dann, wenn einige Eltern von ihrer wilden Jugend erzählen und stolz gestehen, dass sie sogar mal gesündigt und Haschisch geraucht haben.

Oder?

Was bleibt dann noch übrig für Kids – TikTok? Im Jahr 2000 rappte die damals junge Band Jazzkantine „Jede gute alte Zeit war mal eine schlechte neue Zeit“, ein Satz, der es prima trifft. Allerdings stand er im Kontext zu dem Refrain „Lebe jeden Tag als würds keine nächsten geben, denn wir leben nicht für den Tod, sondern sterben für das Leben.“ Ein Plädoyer also für ein spaßorientiertes, zügelloses Leben als Gegenentwurf zur konservativen Haltung der älteren Generation. Und heute, 22 Jahre später, wie sieht es da aus mit der Rebellion der Jugend? Partys machen, Klamotten kaufen, austoben – nicht an morgen denken? Eine aktuelle Umfrage des SPIEGEL unter Jugendlichen offenbart da schon Erstaunliches. Demnach ist einer großen Mehrheit Altersvorsorge wichtiger als Konsum und außerdem sehen sie ihr Glück in der Familie und mit Freunden. Der Psychologe Stephan Grünewald (Rheingold Institut) bringt es folgendermaßen auf den Punkt: „Die junge Generation zieht es zurück in eine Art Biedermeier.“ Also in die Epoche in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in der das Bürgertum sein Glück im Privaten und Wohlgeordneten suchte. Was am Ende aber nicht heißt, dass es keine Rebellion, kein Aufbegehren der jungen Generation gibt, ganz im Gegenteil. Und es wäre auch schrecklich, wenn es nicht so wäre. Denn schließlich erwächst daraus auch immer eine Kraft, die Weiterentwicklung und positive Veränderung mit sich bringt. Nur sind es oft die Sorgen der Eltern um ihre Kinder und die Angst der älteren Generation, nicht mithalten zu können, die einen verklärten Blick auf die Vergangenheit hervorrufen.
Ich gehöre auch der alten Generation an, muss aber ganz klar sagen: Macht euch keine Sorgen, die jungen Menschen machen das schon. Wir haben es ja schließlich auch geschafft. Die jetzige junge Generation ist mindestens genauso gut wie die vielen jungen Generationen zuvor. ◂

LEINEN LOS!

Immer am ersten oder zweiten Wochenende im September heißt es: Alle Mann – und natürlich Frauen – an Bord! Mit mehreren Booten geht's von Fehmarn auf hoher See Richtung Dänemark. Das ganze Team packt mit an – ein großer Spaß, der den Zusammenhalt bei Bockermann Fritze weiter stärkt.

18 TÖRNS
51 SEGELTAGE 36 SKIPPER
319 MITSEGELNDE
31 HÄFEN UND ANKERPLÄTZE

und unzählige Wenden und Halsen zwischen Rostock und Svendborg

1.700
SEEMEILEN

960
LASAGNEPLATTEN

für die legendäre BF-Lasagne*
am Freitagabend

13
FLASCHEN

SCHIERKER FEUERSTEIN

aus alter Tradition ...



* Hier finden Sie das Lasagne Rezept.